S
179
-13-

Stettensche Bibliothek

Meckau del. Geyser sc.

Bibliothek der Romane.

Dreyzehnter Band.

Riga 1786.
bey Joh. Friedrich Hartknoch.

I.

Ritter = Romane.

Geschichte
des Ritters mit den vergoldeten Waffen, und der Prinzeßin Stahl-Herz:
Roman aus dem funfzehnten Jahrhunderte.

In einer Provinz von England regierte ein König, dem ein böser Streich gespielt wurde, denn Königseyn hilft oft vor dergleichen nicht. Dieser König hatte einen Sohn, und dieser Sohn sollte vom Vater zum Ritter geschlagen werden. Die Ceremonie geschah hinter einem Busch, und ohne weitere Zeugen, als einen Knappen, der hier im Hinterhalt lag, und einen schadenfrohen Anschlag im Schilde führte. In dem Augenblick, wo der Vater dem Sohne den Ritterschlag geben wollte, sprang der Knappe zwischen das Schwerd und die Schulter des neuen Ritters, und empfing so, statt seiner, mit dem Schlag die edle Ritterwürde. Sein Roß stand in der Nähe versteckt, mit einem

Sprung war er im Sattel, gab dem Gaul die Sporen, und rannte davon: wehe denen, die ihm in seinem Lauf aufstoßen werden!

Und wer war denn der kühne Spaßvogel, der Könige so zum Besten hatte? Seinen Namen können wir unsern Lesern noch nicht sagen, was aber seinen Stand und Geburt betrift, so war er ein junger Edelknabe, von gutem Geschlecht, der gar wohl Anspruch auf die Ehre machen konnte, die er einem andern vor der Nase weggehascht hatte; allein er hatte seine Grillen, und in einer Anwandlung derselben geschworen, seinen Namen nicht eher zu sagen, bis er durch die Waffen eines glücklichern und geschicktern Degens dazu genöthigt werden würde.

Der Prinz Bethides, der Sohn des englischen Königs, der den ihm gespielten Streich nicht verschmerzen konnte, sezte dem Unbekannten nach, und holte ihn wider seine Erwartung ein. Stolz fragte er ihn nach seinem Namen. Noch stolzer maß ihn der Unbekannte mit den Augen, lachte ihm ins Gesicht, und gab zur Antwort: — Ich habe einen Eid gethan, meinen Namen nicht zu sagen, und noch manchen Prinzen, wie ihr, in April zu schicken. — Ihr habt also auch den Eid gethan, sie alle zu tödten?

ten? — Ja, das ist mein Vorsaz: Sie sehn, Prinz, daß ich nicht ohne Beschäftigung leben will. — Die will ich dir geben, erwiederte der zornige **Bethides**, indem er sein Schwerd zog. — Nun fing sich ein hitziges Gefecht an, das ganzer zwey Stunden dauerte, bis ein Ritter vorbeykam, der sie endlich, nicht ohne Mühe, von einander brachte.

Unsre Leser können leicht denken, daß es dem Friedensstifter nicht gelang, weder sie zu bereden, sich zu versöhnen, noch den Unbekannten zu bewegen, seinen Namen anzugeben. Ihm blieb also nichts übrig, als ihnen zu rathen, sich in vierzehn Tagen zu Ausmachung ihres Streits an einen Ort zu bestellen, welcher die **Fichte der Wunderdinge** genannt wurde.

Sie trennten sich. **Bethides** zog seine Straße, traurig und tiefsinnig, wie es ein Mann von Ehre seyn muß, dem es nicht gelungen ist, einen schelmischen Spötter zu züchtigen.

Die beyden übrigen Ritter sezten sich ins Gras, und der eine sagte zum andern: Eure Grille, euren Namen zu verschweigen, ihr, der ihr so ein witziger Kopf seyd, und so gute Streiche kartet, ist was außerordentliches. Die Welt

wimmelt von Leuten, die, sobald ihnen etwas kluges entfahren ist, ihren Namen der ganzen Erde zuposaunen möchten. Ueberdies scheint Bescheidenheit eben nicht euer Theil zu seyn, denn ihr seyd ein lustiger und entschloßener Zeißig. Was hat euch also den Wurm in Kopf gesezt? — Verachtung der Prahlhänse, antwortete der Gefragte, gerechter und unaussprechlicher Ekel vor allen den Schwachköpfen, welche bey dem geringsten Zug von Sonderlingheit in Entzücken gerathen, und jeden Narren, der nicht lebt wie andre gescheide Leute, in den Ruf eines außerordentlichen Kopfs bringen möchten. Mein Name soll nicht in ihren Mund kommen: ich will ihn verschweigen, so lange noch Ehre und Lob an Possen und Mittelmäßigkeit verschwendet werden. — **So werdet ihr ihn lange verschweigen müssen!** erwiederte der erste.

Mit dieser epigrammatischen Wendung schloß sich ihr Gespräch. Sie trennten sich. Der Namen-Verschweiger führte vergoldete Waffen, und wurde, in Ermangelung seines rechten Namens, nach seiner Rüstung begrüßt.

Er war so voll von seinem Rendezvous, daß er, aus Furcht, auf sich warten zu lassen, auf den Einfall kam, lieber selbst zu warten. Ueberdies

dies reizte der Name des Ortes, wohin er bestellt worden war, seine Neugier. **Das Land der Wunderdinge** verdiente es wohl, einen Kreuzzug durch zu machen. Auch zauderte er keinen Augenblick länger, die Fahrt anzutreten. Seine Erwartung wurde nicht getäuscht. Er sah in der That wunderbare Sachen. Unterdessen verdiente nicht Alles jenen so oft weggeworfenen Titel. Z. B. er traf zwey Ritter an, die recht gut zu Pferde saßen, ohnerachtet beyden der Kopf abgehauen war. Das war eben nicht so was außerordentliches; er hatte schon oft Personen mit noch weit schwerern Dingen zu Stande kommen sehn, denen der Kopf so gut fehlte, als diesen.

Er las an einer Säule folgende Inschrift: **Keiner soll für einen wackern Rittersmann gehalten werden, der nicht eine Nacht hier gewacht hat.** Er hatte so manche Nächte in seinem Leben verloren, daß es ihm nicht darauf ankam, auch diese noch zu verlieren, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen, aus was für Absichten man dieses kleine Opfer verlange? Die alten Ritter besaßen eine unglaubliche Gelehrigkeit. Jede Inschrift w[illegible] für sie ein Orakelspruch. Seitdem hat man [illegible]ngefangen, mehr

mehr über die Pflichten seines Standes zu vernünfteln, und der Nachgiebigkeit dadurch unendlich geschadet.

Eine ganze Legion Teufel lauerte in der Nacht auf den Ritter, um ihn zu plagen, und zu zwingen, seinen Namen zu sagen. Aber alle ihr fürchterliches Gepolter, und alle ihre boshaften Neckereyen, konnten ihn nicht bewegen, auch nur den Mund aufzuthun. Es wurde Rath gehalten, ob man ihm nicht, in Rücksicht seiner Teufelsmäßigen Halsstarrigkeit, die Ehre der Mitgliedschaft anbieten wollte; aber es giebt unter den bösen Geistern, so gut wie in den Societäten der Menschen, Geschöpfe, welche ein Aergerniß an Widerspenstigkeit nehmen, und, auch mit Hintenansetzung alles Interesse, eine Antipathie vor großen Karaktern haben. Gewöhnlich haben dergleichen Geschöpfe bey Berathschlagungen das Uebergewicht. Dies geschah auch hier, und auf ihre Eingebung wurde der arme Ritter in die Lüfte mit einer Schnelligkeit geführt, die bloß Teufeln oder Blitzen eigen ist. Zum Glück stießen seine Peiniger auf einen Teufel von Ansehn, der sie in ihrem Rennen aufhielt, und ihnen befahl, ihre Beute fahren zu lassen. Sie gehorchten, aber der unglückliche Eigen-

gensinn des Ritters, sich nicht nennen zu wollen, zog ihm eine neue und weit schrecklichere Verfolgung zu. Zulezt gestand er doch, er sey ein Schottländer, und sogleich ließ die Verfolgung nach. Der vornehme Herr Teufel wurde ganz höflich, und fragte ihn, ob er den Ritter Oackley kenne? — Recht genau, antwortete der Ritter, er ist einer meiner tapfersten Landsleute. — Das ist mir lieb, erwiederte der Böse, wenn du ihn antriffst, so sage ihm, Jezie, sein Herr und Meister lasse ihn grüßen. — Hierauf sezte er den Ritter in einem angenehmen Park ab, und ein kleiner Schwefelgestank, der recht lieblich mit dem Duft der Blumen kontrastirte, verrieth, daß der Feind der Ruhe der Menschen, seinen Abmarsch genommen habe.

Der Anblick eines schönen Gartens, stimmt die Seele zu zärtlichen Eindrücken, aber der Anblick eines hübschen Frauenzimmers erweckt diese Stimmung in einem noch höhern Grade; diese Erfahrung machte jezt unser Luftreisender. An dem Park lag ein Schloß, und in dem Schloß wohnte ein Fräulein, die eben so schön als gut war. Sie schaute mit ihren hellen Aeuglein und weichem Herzelein ins Grüne, und wurde einen Ritter gewahr, der im Grase lag, und

just das Gesicht nach ihrer Seite gewendet hatte; gleich raunte ihr ihr Herz zu, daß der schöne Einsame ihre Hülfe nöthig haben könne; gleich gab sie ihrem Hang zum Wohlthun nach, und schickte, aus Furcht, daß er aus Bescheidenheit seine Nothdurft verheimlichen möchte, zwey schöne Zofen ab, um ihn ins Schloß zu tragen, damit sie ihn selbst ausfragen könne. Gewiß, das war eine liebliche Ueberraschung, ein schmeichelhafter Wechsel für einen Menschen, der eben erst unter Teufels-Händen gewesen war. Und doch erfrecht man sich zu behaupten, daß das Schicksal seine Launen habe, und daß die Damen hartherzig sind? Ach! wie weit, wie weit sind doch die Menschen noch von jenem Grad der Erkenntniß und der Gerechtigkeit entfernt, der ihr Glück machen würde!

Das Fräulein war göttlich von Gestalt, und fürstlich von Gesinnungen; wer sie sah, mußte sie anbeten, und wer sie gesehn hatte, sie segnen. Sie kannte jene treulose Künste der Verstellung nicht, die den Liebhaber in einen Kreis von Ungewißheiten bannen; ihr erster Blick malte ihre ganze Seele.

Der Ritter war eine von jenen Figuren, welche alle Mädchen-Augen in der Welt zur Spra-

che bringen würden, und der mit diesen Vorzügen noch einen schönen Wuchs, edlen Anstand, angeborne Beredsamkeit und jene Gattung Verwegenheit besaß, die an Personen von seinem Gehalt so wohl gefällt; er hatte bald die Prinzeßin dahin gebracht, ihre Blicke auf ihn zu heften. Er, seinerseits, hatte schon in einer Viertelstunde eben so viel bürgende Beweise der Wahrheit seines verliebten Entzückens, und seiner Zärtlichkeit gegeben, als er Mittel zu gefallen besaß.

Wenn man sich so gut versteht, so gesellen sich bald die Confidencen zu den Blicken und Geständnißen, und diese liebenswürdige Ausschüttungen des Herzens, gehören mit Recht unter die angenehmsten Augenblicke der Liebe. Die Prinzeßin fing also an: — „Herr Ritter, ihr seyd gekommen, ich weiß nicht woher? ihr wißt weder wo ihr seyd, noch wen ihr vor euch habt, und vielleicht kümmert euch das wenig. Ich aber, die ich euch aufgenommen habe, ich, die ich ein wenig besser wissen muß als ihr, was ich thue, ohngeachtet ich vielleicht eben so wenig meiner mächtig bin, ich sage euch, daß ihr euch in dem Königreiche der sonderbaren Fügungen befindet, und daß ich die Erbin dieses König-

reichs

reichs bin.„ — Nun gut, antwortete der Ritter, ein Königreich ist immer zu etwas, und eine Erbin wie sie, zu allem gut. Ich kann, wegen meines Vaters, ebenfalls Ansprüche auf einige Winkel dieser Erde machen, und vielleicht giebt uns der ihrige zusammen, wenn ich bey ihm anhalte. Unterdessen, bis es so weit kömmt, können wir nichts besseres thun, als uns lieben. Das ist die schönste Zeit in der Welt, die erste von allen gescheiden Handlungen; denn Hymen mag immer das Glück der Liebenden besiegeln, und alle Begierden und Wünsche der Zärtlichkeit krönen, er ist doch nicht im Stande etwas aufzuweisen, das jenen Blicken, jenen Seufzern gleich käme, die auf die ersten Anwandlungen überwundener Sprödigkeit folgen. Wir wollen uns lieben, schönste der Prinzeßinnen, wir wollen uns ganz in dem Genuß jener Wonne, jener Seligkeit berauschen, die nie wiederkehrt; die Einwilligung ihres Vaters wird immer zeitig genug kommen. — „Oder niemals, unterbrach ihn das königliche Mädchen mit einem Ach! er hat Bedingungen damit verbunden, die vielleicht alles Angenehme davon verbittern. — „Wie, antwortete der galante Rittersmann, er wird doch nicht verlangen, daß man sie als

Mann

Mann nicht lieb haben soll? Das ist die einzige Bedingung, vor die meine Wuth zurück beben würde; alle andre sind Kleinigkeiten, und er kann mich nur auf die Probe stellen; ich will gewiß ihre Hand erlangen. — Ach! fuhr die Prinzeßin fort, Ach! er hat beschlossen, daß mich bloß der zum ehelichen Gemahl erhalten soll, der sechszig Tage hinter einander in einer gewissen Insel es mit allen Rittern aufnimmt, die ihn zum Kampf auffodern werden, und sie alle überwindet. — Mit ihrer Erlaubniß, das klingt ein wenig grillenhaft von einem Vater, ein wenig grausam von einem Regenten, das heißt ein wenig groß gethan mit einer Tochter, und ist sonderlich unaussprechlich hart, daß einer, der sie gesehn hat, sie ganzer sechszig Tage nicht wieder sehn soll. Alle das übrige aber ist wahres Bagatell; sechszig Duelle! sechszig Siege! Wissen sie denn nicht, daß ein Ritter seiner Neigung folgt wenn er kämpfet, seine Schuldigkeit thut wenn er siegt, und daß man um Einen ihrer Blicke die ganze Welt todschlagen würde? Aber sie in sechszig Tagen nicht sehn sollen, das ist schwer, das ist unerhört! und ich fühle mich schon zum voraus gestimmt, ein Bischen deswegen mit Seiner

Majestät, ihrem Herrn Vater, zu grießgrammen.

Indem der Ritter so fortfuhr auf den Eigensinn des Vaters zu schelten, fand er unvermerkt Mittel, die Tochter zu erweichen. Er wußte, daß eine Schöne immer geneigt ist, schadlos für die Mühe zu halten, die ihre Eroberung kostet, folglich nuzte er die Vortheile seiner Lage, und wiederholte unaufhörlich: „Sie sechszig Tage „nicht sehn, ein Jahrhundert nicht hören zu „können! o welch' ein barbarisches Gesez! welch' „eine unerträgliche Bedingung!„— Kurz, man hat Grund zu glauben, (und der Chroniken-Schreiber versicherts auch ausdrücklich), daß, Dank den Klagen über die Strenge des Vaters, der Ritter alle Ursache hatte, mit der Leutseligkeit der Tochter zufrieden zu seyn.

Aber die Augenblicke schwanden so schnell im Taumel der Erkenntlichkeit, und sie zählte die Ehre. Er mußte sich nun bald bey der **Fichte der Wunderdinge** stellen, um den Zweykampf mit **Bethides** zu beginnen. Es kam jezt darauf an, die Prinzeßin auf diese traurige Scheidung vorzubereiten. — Wie gern, waren seine Worte, wie gern möchte der, welcher sie besizt, kein andres Gesez kennen, als das Gesez der

Treue.

Treue. Aber es giebt Pflichten und heilige Verträge, denen uns selbst die Liebe auf das strengste unterwirft. Würde sie den an der Ehre gebrandmarkten Liebhaber begünstigen wollen? Ein verwegener Ritter hat mich in die Nothwendigkeit gesezt, ihm einige Meilen von hier eine kleine Lektion zu geben. Er hat mein Wort, und ich muß es halten. Meine Abreise ist festgesezt, aber meine Wiederkehr wird eilig seyn. Ich pflege die Männer eben so schnell zu züchtigen, als sie sie zu bezaubern. Fällt ihnen meine Abwesenheit schwer, so schließen sie daraus auf die Größe meines Verlangens, wieder bey ihnen zu seyn, und auf mein Bestreben, ihre Hand zu erwerben. Sie sollen Zeuge seyn, wie ich bey ihrem Vater um sie werben will. Wollte der Himmel, sie könnten mich auch mit meinen Nebenbuhlern fechten sehn! Aber der Eigensinn des Schicksals will, daß ich fern von ihnen triumphiren, und sechszig Tage ohne sie leben soll. An meiner Glorie wird nichts, aber an meinem Glück Alles, Alles fehlen! —

Ihre Unterredung daurete lange, und es wäre recht hübsch, wenn man alle die so zärtlichen, so natürlichen, so rührenden Dinge wiederholen könnte, welche die Liebe wechselsweise ihren

Lippen entlockte: allein die Feder des Geschichtschreibers schwächt fast immer den Geist des Liebhabers, und oft muß man den Leser rathen lassen.

Der Ritter reisete ab, und begann gar bald einen blutigen Kampf. Aber noch weit traurigere Auftritte ereigneten sich in dem Schloße, das er eben verlassen hatte. Der König der sonderbaren Fügungen trat mit einem Prinzen von der sonderbarsten Gestalt in das Zimmer seiner Tochter, um ihr einen der sonderbarsten Anträge zu thun. Er hatte ihre Hand versprochen, und verlangte, daß sie auch ihr Herz hinzufügen sollte.

Vielleicht, daß ein Mädchenherz sich leicht bindet, aber leicht entsaget's nie, und das Herz der Prinzeßin war gar fest gebunden. Das Ansehn eines Vaters würde sie schüchtern gemacht haben, wäre nicht der neue Liebhaber, den man ihr aufzwingen wollte, so beschaffen gewesen, daß er ihren Muth nothwendig aufrecht halten mußte. Es giebt, so lange die Erde sich dreht, keinen häßlichern, widrigern und misgestaltetern Prinzen wieder, als dieser Prinz war; ganz Norwegen, das er beherrschte, vermochte nicht den kleinsten Fehler seiner Figur und sei-

seines Verstandes zu ersetzen. Die schöne Erbin des Königreichs der sonderbaren Fügungen antwortete, daß Seine Norwegische Majestät sich dem Gesetze der Insel-Probe unterwerfen müsse, und daß ihr nicht unbekannt seyn könne, wie sie sich, troz des väterlichen Ansehens, nicht eher eines Vorzugs vor ihren Nebenbuhlern getrösten dürfe, bis sie sich durch ein sechszigtägiges Insel-Exil, und durch eben so viel erhaltene Triumphe über mehr gedachte Nebenbuhler, dazu würdig gemacht hätte. Der sonderbare König antwortete, wie ein Mensch, der den andern Tag Reißaus nehmen will, das heißt, mit der gröbsten Unverschämtheit. Nie that ein Ritter begieriger nach Kampf und Ruhm als er; seine Reden, seine Befehle zur Abreise, alle sein Thun und Lassen verkündigten das lebhafteste Verlangen, zu triumphiren und zu besitzen — Schon hatte er die Reise angetreten; seine Rosse flogen in Staubwolken; aber kaum waren zehn Stunden Wegs zurückgelegt, so kehrte er wieder um, langte zu Nachtzeit an, verkleidete sich, brach in das Schloß, entführte die Prinzeßin, und versicherte sich dessen, was man ihm streitig machen wollte.

Unglückliche Schönheit der sonderbaren Fügungen, welch' Ungeheuer umarmt dich, statt deines liebenswürdigen Ritters! Du bist allein mit ihm, du mußt es leiden, daß er dich liebt, du mußt seine verliebten Reden anhören, du mußt die Liebe durch sein häßliches Entzücken entweihen sehn! Ach, wie entsezlich ist's, zu gefallen, wenn es nicht die Person ist, die uns gefällt!

Der Thron hat seinen Stolz, die Schönheit ihre Rechte, die Liebe ihre Kraft. Der Norweger wurde als ein Niederträchtiger, als ein schändlicher Betrüger behandelt. Dies fiel ihm so empfindlich, daß er die Schöne, die ihm so schimpflich begegnete, der Wuth seiner Schwestern Preiß gab, einer Art Harpyen, die in der grausamsten Rache ihr süßestes Vergnügen fanden. Die Prinzeßin wurde von ihnen dergestalt geplagt, daß sie kein andres Mittel sah, dieser Folter zu entgehn, als sich tod zu stellen. Die List gelang, man glaubte sie wirklich tod, und sezte sie im Erbbegräbniß bey. Aber als der Norwegische König, der auf einige Tage verreiset war, bey seiner Wiederkunft das barbarische Verfahren seiner Schwestern, gegen den Gegenstand seiner noch fortdaurenden Liebe, erfuhr,

fuhr, so gerieth er so außer sich, daß er ihnen die Köpfe abhieb, und sie ihrem Schlachtopfer im Grabe nachschickte. Da sie sich wahrhaftig unter den Toden, und nicht wie die Prinzeßin, nur dem Scheine nach, befanden, so theilten sie nicht lange diesen traurigen Aufenthalt mit ihr. Ein treues Kammermädchen lösete den Knoten dieses Dramas, indem sie die Flucht ihrer Gebieterin begünstigte, und ihr einen Zufluchtsort ausmachte. Eine Dame nahm sie gütig auf, gab ihr Mannskleider, um sich zu verkleiden, und den garstigen Namen Stahlherz, um noch besser verborgen zu bleiben. Ein sichrer Zufluchtsort ist immer etwas, aber man macht sich bald nichts mehr draus, wenn man entfernt von dem ist, was man liebt. Man verlebt da gar traurige Tage, wenn man denkt, daß man fern von Menschen, und umringt von den Schatten des Geheimnisses, vielleicht auf ewig für den verloren gehn kann, nach dem sich unsre Wünsche am heftigsten sehnen: man giebt dann lieber den verzweifelndsten Rathschlägen Gehör. Die gefährlichste Flucht, die mühseligste Reise, die schmählichste Undankbarkeit, dünken minder unerträglich, als die Schrecken einer Einsamkeit ohne Hofnung. Die Folge ähnlicher,

angestellter Betrachtungen war, daß Prinzeßin Stahlherz, der bey ihrem so weichen Herzen, selbst dieser Name zuwider war, Schutzort und Beschützerin, Kammermädchen und Vertraute verließ, um einen Ritter aufzusuchen, dessen Namen sie nicht wußte, wohl aber seine liebenswürdige Gestalt, treffenden Witz und warme Zärtlichkeit aufs genauste kannte. Ach, er suchte sie auch! Er hatte den Prinzen **Bethides** mit dem ersten Streich ins Land der Toden gesendet, um desto früher wieder bey seinem Liebchen zu seyn. Er war auf der **Insel der Proben** gewesen, hatte den Norwegischen König, den Entführer der Prinzeßin nicht angetroffen, war ihm nachgesezt, und hatte ihm ebenfalls mit dem ersten Streich den Garaus gemacht. Alles dieses versprach ihm das süße Vergnügen, den angebeteten Gegenstand bald wieder zu sehn, und doch blieben seine Hofnungen getäuscht, und die Prinzeßin verschwunden. Wer fühlt nicht das Schreckliche dieser Lage!

Was war aus dem lieben Mädchen geworden, und was fing sie an, während ihr Getreuer, täglich verliebter und täglich bekümmerter über ihr Außenbleiben, sie in allen Ecken suchte? — Ach, sie hielt sich, als Schildknappe verkleidet, am

am Hofe ihres Vaters auf, war sehr betrübt und diskret, misfiel sich sehr in dieser Verkleidung, gefiel aber aller Welt. Ist man mit Verstand, Grazie und gewissen Vorzügen geboren, so scheinen sie immer durch, wenn man gleich leidet, ja oft scheinen sie stärker durch, eben weil man leidet. Jedermann behagte der Anblick des hübschen Knappen; der König ließ sich lieber von ihm als von andern aufwarten; die Damen sahn ihn, bey aller ihrer Treue für ihre Liebhaber, unendlich gern, ja einige waren nicht mehr treu, seitdem sie ihm in die Augen geguckt hatten. Das Alles fühlt und genießt sich, sobald die Einbildungskraft sich den Vergnügungen der Eitelkeit überlassen kann; aber, wenn man einen Liebhaber beweint, so ist das Herz ganz anders gestimmt: die Lobeserhebungen, die Aufmunterungen, die kleinen Triumphe, alle die Freuden der Eigenliebe sind null oder lästig: Alles bekommt den finstern Anstrich der Vorstellungen, die mann ährt, Alles muß dem Uebergewicht der einzigen Empfindung weichen, für die man Gefühl hat.

Zum drittenmal entfloh die Prinzeßin; ein reizendes Gerüchte war bis zu ihren Ohren gedrungen. Der schöne Ritter war angetroffen

worden; er schien niedergeschlagen. Er machte sich fertig, sich zu einem glänzenden Thurnier zu begeben, zu dem alle Tapfere der Erde eingeladen waren. Ihre Schildknappen-Tracht, und die Gebräuche dieses Standes, mit denen sie schon vertraut war, gaben ihr ein Auskunftsmittel an die Hand, das sie begierig ergriff. Sie schwang sich auf ihr Pferd, eilte zu ihrem Liebhaber, der sie nicht erkannte, bot ihm ihre Dienste an, und sah sie mit Vergnügen angenommen. Nie ist ein Herr mit mehrerm Eifer, mehrerer Geschicklichkeit, mehrerem Bestreben, allen seinen Wünschen zuvorzukommen, bedient worden, als unser Ritter. — Liebe weiß alles zu ihrem Nutzen zu kehren; Mühseligkeit wird für sie Vergnügen; Schwierigkeiten nähren ihre Glut; sie kennt weder Ruhe, noch Unmöglichkeiten; sie ist Talent ohne Eigenliebe, Empfindung ohne Interesse.

Die kleinen Gefälligkeiten, die angenehmen Benehmungen, die Kunst, die Wünsche zu errathen, die noch liebenswürdigere Kunst, den Stand des Dienenden zu veredeln, und das Herz des Herrn durch Dankbarkeit zu gewinnen; Alles dieses entzückte den Ritter an seinem Schildknappen, machte aber noch nicht sein ganzes Ver-

dienst aus. Wenn er seinen Herrn zu Thurnieren begleitete, im Gefechte beystand, in Gefahren zu Hülfe kam, dann gaben Geschicklichkeit, Kühnheit, Eifer, ihm ein neues Leben, neue Existenz. Der Diener wurde dem Herrn gleich, und der Herr fand nicht Ausdrücke genug, um ihm zu danken.

Aber alles geht zu Ende, und sonderlich die Leiden der Liebe. Als Knappe genoß die Prinzeßin manche Tröstung, die man sogar Vergnügen hätte nennen können, aber als Liebhaberin litte sie Tag und Nacht. Warum sich nicht zu erkennen gegeben, warum sich so lange dem Manne verborgen, dessen Herz so bewährt erfunden ist? — Sie wußte, wie sehr sie geliebt wurde; unaufhörlich unterhielt sich der Ritter mit seinem treuen Schildknappen von ihr: sie war zu gleicher Zeit der Vertraute und der Gegenstand des Geständnisses. Endlich entwischte ihr ein Seufzer; ein Wort folgte, und wieder ein Wort; dann ein ganzer Mund voll, zulezt eine vollkommene Beichte, mit Thränen und verliebten Blicken! — — O wie belohnt dies alles so reichlich für alle ausgestandene Leiden! Wie süß ist's, zu sagen: Erkenne die, die dich anbetet, in der, die dir dient! — Der Ritter dankte als Liebhaber,

haber, und erklärte sich als Held. — „Empfan„gen sie mein Herz und meine Hand im Ange„sicht der Götter! Ich bin Nestor, Sohn des „Schottischen Königs. Aus Grille verschwieg ich „meinen Namen, aus Liebe entdecke ich ihn „ihrem Vater. Besteht er noch auf Kampf und „Sieg, um ihre Hand zu verdienen, so ist mein „Arm bereit, und mein Ruhm gegründet! Las„sen sie uns zu ihm eilen!„

Das werden unsre Leser schon lange erwartet haben. Noch ein Wort, und die Geschichte ist am Ende. Die Reise währte nicht lang, und über den Empfang vergaß man alle Beschwerlichkeiten. Der König that wenig Fragen, und war ausnehmend freundlich. Vielleicht bewillkommen nicht alle Väter auf die Art eine Tochter, die einen Liebhaber mit ins väterliche Haus zurückbringt; aber alle Väter urtheilen auch nicht so gescheid, wie dieser König, der wohl einsah, daß es von einem zu zärtlichen Mädchen besser gethan ist, wiederzukommen, als davon zu laufen. Dieser König, der so gescheid urtheilte, fertigte einen Kurier an den andern König, den Vater des Ritters, ab, der nicht minder gescheid dachte. Dieser ließ nicht lang auf sich warten. Die Einwilligung war schnell und bündig, die Ceremonie kurz: nur die Liebe des neuen Ehepaars dauerte lang, denn sie liebten sich bis an ihr

Ende.

R—d

II.

II.

Volks = Romane.

Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried, was wunderliche Ebentheuer dieser theure Ritter ausgestanden, sehr denkwürdig und mit Lust zu lesen. 8.

Dieses Büchelchen ist von dem Stempel seiner Fabrik mit N. 5. gezeichnet und mit drey und dreyßig feinen Holzschnitten gezieret. — Den Namen dieses Werkchens und eine seiner Thaten wird wohl der meiste Theil der Leser aus dem bekannten komischen Roman kennen, wo der Held mit dem unsrigen gleichen Vornamen führt.*) — Es ist dieses Büchlein in Kapitel abgetheilt, und mit einer zwey Seiten langen Vorrede gezieret, welche sehr von dem Lobe des mannhaften Ritters Wigoleiß vom Rade**) handelt. — Rindleben versündigte sich an einer Umarbeitung desselben. Dies als Eingang, und nun — zum Romane selbst. —

Zu

*) Siegfried von Lindenberg. Vielleicht sind einige durch Lesung dieses Romans begierig worden, den hörnernen Held näher kennen zu lernen, und dies wird hier geschehen.

**) Dieser Roman wird den Lesern noch aus einem der ersten B. der Bibliothek d. R. bekannt seyn.

Zu den Zeiten des theuern Ritters und Helden Wigoleiß, herrschte König Sieghard in den Niederlanden, der Vater unsres Siegfrieds. So erfreut er auch über die Geburt seines Sohnes seyn mochte, so traurig wurde er über seine Unbändigkeit, die von Jahr zu Jahr zunahm. Der Vater wußte nicht, was er beginnen sollte, er rufte seine Räthe zusammen, ihm mit gutem Rathe beyzustehen, aber ehe man sichs versah, war Siegfried fort. —

Nun wollen wir den Helden auf seinen Abentheuern begleiten. —

Er kam in einen großen Wald, hier verirrte er sich, und als er endlich ein Dorf sahe, brachte ihn sein Hunger so weit, daß er bey einem Schmidt dieses Dorfes in die Lehre gieng. —

Der Morgen kam, und Siegfried mußte an die Arbeit. Sein Meister „spannte ihn an zur Arbeit, und er schlug mit so grausamer Stärke auf das Eisen, daß es davon entzwey, und der Amboß fast bald in die Erden sank, dessen der Meister sehr erschrack, und Siegfrieden beym Kopf nahm, und ein wenig zausete.„ — Siegfried war dieses Traktament nicht gewohnt, er „nimmt den Meister beym

Kra-

Kragen, und wirft ihn wider Gottes Erdboden,„ und den Schmiedegesellen dazu. —

Der Meister war sehr verlegen, und wünschte sich seinen Lehrjungen vom Halse. Er schickte ihn in einen Wald, Kohlen zu holen, wußte aber wohl, daß in diesem Wald ein schrecklicher Drache wohnte, und hofte, sein Junge sollte nicht wieder zurück kommen.

Siegfried machte sich auf, ohne das geringste zu befürchten. Er war kaum in den Wald hinein, als ihm der fürchterliche Drache entgegen kam. Siegfried riß gleich einen Baum aus der Erde und warf ihn auf den Drachen, und das half, denn der Drache verwickelte sich mit seinem Schwanze in die Aeste des Baums, und konnte nicht so geschwind vom Flecke. Siegfried riß in der Geschwindigkeit noch ein paar Bäume aus, und warf sie auf den Drachen, der sich immer und mehr verwickelte. Drauf zündete er die Bäume an, und bratete den Drachen bey lebendigem Leibe. „Da floß das Fett als ein kleines Bächlein dahin.„ Siegfried tauchte den Finger hinein, und sah, daß er eine hörnerne Rinde bekam, sogleich zog er sich aus, und überstrich den ganzen Leib mit diesem köstlichen Drachenfett, ausgenommen die beyden Schul-

tern, wo er nicht hinkommen konnte — oder sein Geschichtschreiber ließ es nicht weiter kommen, weil er doch einmal sterben mußte, und weil alle Helden, die am ganzen Leibe fest gegen Hieb und Stich waren, doch allemal ein Fleckchen hatten, wo sie verwundet werden konnten. — Und nun war unser **Siegfried** am ganzen Leibe so fest, die Schultern ausgenommen, wie der tapfere **Achilles**, die Ferse ausgenommen. Diese hörnerne Festigkeit gab ihm auch den Beynamen der **gehörnte**, oder **hörnerne**.*) — —

Nun begab sich unser Ritter an den Hof des Königs **Gilbald**, der zu dieser Zeit sein Hoflager zu **Worms** am Rhein hielt. — Dieser König hatte drey Söhne und eine überaus schöne Tochter, genannt **Florigunde**. Diese stand einstens auf ihrem Balkon, frische Luft zu schöpfen, als ein ungeheurer Drache einherkam, und

*) Diesen Beynamen hat er keineswegs, wie etliche meynen, von Hörnern, die er auf seinem Helm soll geführt haben, und wie ihn auch der Kunstmeister der schönen Holzschnitte in diesem Büchlein dreist abgebildet hat, ohne diese mosaische Aehnlichkeit mit etwas anders beweisen zu können, als mit seiner Phantasie.

und in dem entsetzlichsten Feuer-Strom und einer großen Dampf-Wolke sie entführte. Der König und die Königin waren über diese Begebenheit sehr erschrocken, wie man leicht denken kann. Ueberall wurden Boten und Ritter ausgeschickt, sie aufzuspüren, aber leider war alles Bemühen umsonst. —

Der Drache brachte die schöne **Florigunde** auf seinen **Drachenstein**, legte sein Haupt in ihren Schoos, und entschlief, von der starken Motion ganz müde, zu dem größten Entsetzen der holden Prinzeßin. Das Schnauben seiner entsezlichen Nase war so stark, daß die ganze Burg davon erschütterte. — An einem Ostertage ward er zu einem Menschen. Die schöne **Florigunde** bat ihn aufs beweglichste mit den heissesten Thränen um ihre Erlösung, aber der Drache, ob er gleich jezt Mensch war, hatte nicht das geringste Erbarmen. Er sah ihre Thränen, aber ihre Bitten erweichten den Unmenschen nicht. Und gewiß, der verdient diesen Namen,

> der Thränengüsse aus so schönen Augen rinnen,
> und eine solche Brust von Seufzern heben sieht,
>
> Wieland.

und kein Mitleiden fühlet. — In der Gestalt eines Drachens war es ihm zu verzeihen, aber ge-

gewiß nicht in menschlicher Gestalt. — „Du bittest vergeblich — sagte er — Du wirst weder Vater noch Mutter, noch irgend einen Menschen wieder sehen.„ — Florigunde weinte heftiger und bat inniger, aber es war alles umsonst. — „Heute über fünf Jahre — fuhr er fort — werde ich wieder Mann, und du mußt alsdann meine Frau seyn, und zulezt mußt du mit mir zur Hölle, und dort wird dir ein Tag so lange wie ein Jahr dauern.„ — Es ist unmöglich, die Angst und das innere Leiden der holden Prinzeßin zu beschreiben. Sie rufte Gott beständig um Hülfe an, und vertraute seiner Barmherzigkeit. —

Unterdessen war Siegfried noch immer an dem Hofe des Königs Gilbald. Hier trug er in manchem Turnier den Preiß davon, und erlegte auf der Jagd eine große Menge wilder Thiere. — Einst war er auch auf der Jagd, als ein gewapneter Ritter ihm entgegen kam, und ihm zurief, er sollte sich gefangen geben. Siegfried, ob er gleich nicht gewapnet war, verließ sich auf seine hörnerne Haut, ergrif sein Schwerdt, ging auf den Ritter los, und es begann ein mächtiger Kampf. Endlich lag der fremde Ritter unter. Siegfried suchte dem überwundenen

tapfern

tapfern Ritter zu helfen, entwapnete ihn und that alles, ihn wieder zu sich zu bringen. — Hierauf fragte Siegfried nach dem Namen des Ritters, und dieser begann mit schwacher Stimme: „Ich bin aus der Landschaft Sicilia, und auf Abentheuer ausgereist. Nicht weit von hier wohnt ein abscheulicher Riese **Wolfgrambär**, der mich bezwang, so lange bis ich ihm fünf Ritter unterwürfig gemacht hätte, aber leider habe ich selbst untergelegen, und spüre es, daß mein Ende nicht mehr weit ist.„ — Hier wurde die Stimme des Ritters immer schwächer, er redete aber fort. — „In diesem Walde ist ein schönes Abentheuer zu bestehen. — — Ein abscheulicher Drache — hält eine — — schöne Jungfrau — — gefangen. — Ach!„ — Hier verschied er, und ließ Siegfrieden in großer Ungewißheit. —

Dieser erholte sich aber bald wieder, nahm Schild und Helm des toden Ritters, und schwur bey sich, den Ort aufzusuchen, und das Abentheuer zu bestehen, es koste auch was es wolle. — Er ritt fort, und auf einmal sprengte ihn eine ganze Kavalerie an.

Es war König **Egwald**, ein Zwerglein, geschmückt mit einer schönen Krone, saß auf ei-

nem schönen schwarzen Hengste, und seine Begleiter waren tausend Zwerge.

Siegfried brauchte nur seinen Namen zu nennen, und er erfuhr, daß man ihn schon genau kenne wegen seiner tapfern Thaten. Egwald und Siegfried machten hierauf nähere Bekanntschaft mit einander, und lezterer erzählte dem König die Ursache seines Aufenthaltes in diesem Walde. Egwald ertheilte ihm zwar manchen Bericht, nehmlich daß die Prinzeßin, die der Drache in seiner Burg habe, die schöne Florigunde sey, weigerte sich aber, ihm den Weg nach dem Schlosse zu zeigen, und wollte davon reiten. Siegfried aber steckte sein Schwerdt in die Erde, und schwur drey Eide, nicht von dannen zu weichen. Egwald fürchtete sich, in Gesellschaft des kühnen Ritters ein solches Abentheuer zu bestehen, und versuchte sich mit der Flucht zu retten. Siegfried ergrif ihn aber, und schmiß ihn an eine Felsenwand, daß seine schöne Krone in viele Stücken zerbrach. Egwald fürchtete noch schlimmere Behandlungen, und versprach unserm Ritter seinen Rath und seinen Beystand in allem. —

„Siegfried sprach: das danke dir der Teufel! — sags!„ — Drauf erzählte ihm der König,

nig, daß die Gegend der Riese **Wolfgrambär** besäß, welcher auch den Schlüssel zu dem Drachenstein habe.

Siegfried machte sich frisch an das Abentheuer, und forderte den Riesen heraus. Dieser erschien alsobald mit einer großen eisernen Stange. **Siegfried** forderte ihm den Schlüssel zum Drachenstein ab, der Riese aber ergrimmte darüber, und es begann ein hitziger Kampf. Der Riese schlug mit seiner Stange heftig drauf los, **Siegfried** aber wußte seinen Streichen so geschickt zu entweichen, daß die Stange, wenn sie niederfiel, allemal ein paar Ellen tief in die Erde sank, und ehe sie der Riese wieder herauszog, bekam er von **Siegfrieden** allemal einen gewaltigen Hieb. Sein Blut floß schon häufig er ergrimmte, und zog sich in den Felsen zurück. — Drauf kam er wieder und hatte sich mit einem vergoldeten, in Drachenblut gehärteten Harnisch gewapnet. Sein Helm war sehr stark, und sein Schild „eines Schuhes dicke.„ Er hatte auch eine andre eiserne Stange in der Hand, „die war an allen vier Ecken so scharf, daß er damit ein Wagenrad, wie stark es auch mit Eisen beschlagen war, in einem Schlag entzwey schlagen konnte.„ —

Siegfried schwang sich zu Roß, und der Kampf erhub sich von neuem. — Endlich, als er sechszehn Wunden bekommen hatte, bat er um sein Leben, und versprach dem Ritter, ihm den Schlüssel zu dem Drachenstein zu geben, schwur ihm auch einen theuern Eid darüber.

So bald er aber etwas Luft hatte, gedachte er so wenig als **Lichtwers** Riese an seinen Eid, den dieser dem Zwerg geschworen hatte, nach dem Principio aller Riesen:

Der fürchtet keine Götter,
der keines Menschen schont.

Er fiel also den Ritter unversehens an, und gab ihm so einen mächtigen Schlag, daß dieser zu Boden sank, und gewiß nicht wieder würde aufgestanden seyn, wenn nicht das Zwerglein **Egwald**, vermöge seiner Künste, Siegfrieden hätte mittelst einer „Nebelkappe„ unsichtbar gemacht, wie ehemals Madame **Venus** ihren **Aeneas** durch die Wolke. — Der Riese lief wie unsinnig herum, als er seinen Feind nicht mehr sah, und schlug alles zu Trümmern, was ihm vorkam.

Als nun Siegfried wieder zu sich kam, und die Nebelkappe weggerissen hatte, ging der Streit von neuem an, und auch da lag der Riese

wie-

wieder unter. Er bat wieder um Gnade, und erhielt sie auch.

Nun führte er den Ritter würklich zum Drachenstein, und schloß eine Thüre auf, welche 8 Klaftern unter der Erde verborgen war. —

Die schöne **Florigunde** sah den edlen **Siegfried** kaum, als sie frölich auf ihn zueilte, und sich von Herzen freute, ihren Erretter endlich zu sehen.

Nun wies ihm der Riese **Wolfgrambär** in einem Orte an der Wand ein Schwerd, womit allein der Drache bezwungen werden konnte. **Siegfried** ging darnach, und der abscheuliche Verräther nahm der Zeit wahr, und schlug unsern Ritter zu Boden. Dieser raffte sich aber gleich wieder auf, und der Streit ging abermals an. — Der Riese lag unter, und bat wieder vor sein Leben, aber **Siegfried** stieß ihm sein Schwerdt in die Brust, und

der Frefler speyt in Wellen rother Flut
die schwarze Seele aus. — — —
Er fällt, wie auf der Stirn des Taurus eine Fichte
im Donner stürzt. Der Thurm, das Feld umher
erbebt von seinem Fall; er fühlt sich selbst nicht mehr,
sein starrend Auge schließt auf ewig sich dem Lichte. —

Wieland.

Nun tischte der Zwerg Egwald ein herrliches Mahl auf. — Sie ließen sichs wohl schmecken, als auf einmal der Drache mit neun jungen Drachen herab kam. Sie waren alle äußerst bestürzt, und die schöne Florigunde bebte für das Leben ihres Erretters.

Der Drache kam näher. — Er war vor seiner Metamorphose ein feiner Jüngling gewesen, aber von einem Weibe wegen seiner großen Buhlschaft verflucht worden, und dieser Fluch hatte seine Verwandlung bewürkt, auf 5 Jahr, wie wir oben gehört haben. —

Siegfried wapnete sich zum Streit, und es begann ein fürchterlicher Kampf. Der Drache spie lauter Feuer um sich, und Siegfrieds Horn fing schon an zu schmelzen. Er eilte in die freye Luft, um es wieder zu verhärten, dann kehrte er zum Kampf zurück, fiel aber vorher anf seine Knie und betete also:

„O Gott! weil ich zum Streite geh,
Mit deiner Stärke mir beysteh:
Bey meinem Streit und Kampf auch sey,
So werd' ich von dem Drachen frey.„

Drauf ging der Streit von neuem an, und der Drache wurde endlich bezwungen. —

Nun hatten sie weiter nichts mehr zu befürchten, und liessen sichs bey den Ergözlichkeiten, die ihnen Egwald verschafte, wohl seyn.

Siegfried wurde nach und nach mit Florigunden vertrauter, und beyde gestanden sich ihre Liebe.

Egwald begleitete sie nun nach Hause, sagte aber Siegfrieden auf sein Begehren alle Umstände seines künftigen Lebens voraus, die auch pünktlich eintrafen, und schied mit Thränen von den Liebenden, die wohlbehalten zu Worms ankamen, und von dem König Gilbald und der Königin Adelgunde herzlich empfangen wurden.

Endlich bekam Siegfried von dem König Gilbald die Erlaubniß, die schöne Florigunde an den Traualtar zu führen. — In ihrer Ehe zeugten sie den tapfern Ritter Löwhard.*) — Die Hochzeit selbst wurde 14 Tage sehr feyerlich mit vielen Lustbarkeiten, Rennen und Turnieren zugebracht, wo denn allemal Siegfried den Preiß davon trug. —

Die

*) Löwhards, oder besser Leuhards Abentheuer in Babylon, Sicilien, und an andern Orten muß man aus dessen eigener Geschichte kennen lernen. So bald als möglich soll sie der Leser in einem Auszuge zu sehen bekommen. —

Die drey Söhne des Königs Gilbald, Ehrenbert, Hagenwald und Walbert waren auf ihren Schwager den Ritter Siegfried neidisch, und trachteten insgesamt nach seinem Leben. —

Dies geschah auch nach 8 Jahren, wie Egwald vorhergesagt hatte.

Als Siegfried einst auf der Jagd war in dem Eckerwalde, erstach ihn der böse Hagenwald, (es versteht sich bey den Schultern hinein, wo Siegfried nicht hörnern war.) Aber Siegfrieds Vater, der König Sieghard, und dessen tapfrer Enkel, der mannhafte Ritter Löwhard, rächten den Tod dieses Helden. Hagenwald kam in dem Treffen um, und Ehrenbert und Walbert traf Löwhard in einem Walde in elenden Umständen an, wie man in der abentheuerlichen Geschichte dieses Helden liest.

Vlps.

III.

III.

Deutsche Romane.

Vacant.

IV.

Romane

der

Ausländer.

La Gardunna de Sevilla, y Anzuelo de las Bolſas, von D. Alonzo de Caſtillo Solorzano. Logrono, 1632. Barcelona, 1644. Madrid, 1661. etc.

Die Ratze von Sevilla und der Börſen-Angel.

Die Ratze iſt ein niedliches, geſchmeidiges, leichtfertiges, ſchlaues und verſchlagnes Thier. Von Natur heimlich und furchtſam, hält es ſich immer verſteckt, und ſchlupft überall durch. Es läßt ſich zahm machen, bleibt aber nie treu; hat die feinſte, liebenswürdigſte Phyſionomie, und thut nichts, als beißen, ausſaugen und Unheil ſtiften.

Ich weiß nicht, ob man in dieſem kleinen Gemälde die Züge einer gewiſſen Art von Frauenzimmer entdecken wird; aber das weiß ich, daß der Verfaſſer dieſes Romans eine ſolche Aehnlichkeit im Sinn gehabt haben muß, als er ſei-

ner Sevillischen Heldin den Namen einer Kaze*) beygelegt hat.

Sein Werk, welches in Spanien vorzeiten sehr geschätzt worden ist, hat weder Anfang noch Ende. Es hing mit andern ähnlichen Romanen, welche sich auf die Sitten jener Zeit bezogen, zusammen, und er war Willens, es noch weiter fortzusetzen.

Don Alonzo de Castillo Solorzano lebte unter Philipp dem dritten und vierten, zur Zeit der schönen Geister. Außer einigen Lebensbeschreibungen und einer Legende aller Heiligen des Valencischen Gebieths, hat er noch ein Dutzend Romane geschrieben, wovon wir nur die Harpyen zu Madrit und die Kutsche der Betrügereyen; die Zeit der Fröhlichkeit und das Carneval zu Madrit; die Andalusischen Liebhaber; und Belustigungen des Parnasses**) nennen wollen.

Alle

*) oder Wiesel. Alle diese mit dem Mardergeschlecht verwandte Thiere geben das Bild einer listigen Betrügerin, welche der spanische Ausdruck im uneigentlichen Verstand bezeichnet.

**) las Harpias de Madrid, y Coche de las Estafas; Tiempo de Pegozigo, y Carnestolendas de Madrid; los Amantes Andaluzeo; Donayres del la Parnaso.

Alle diese Romane enthalten Schilderungen der Sitten jener Zeit, größtentheils aus der niedern Klasse des Volks, oft eben nicht „voller Witz und Laune.„ Und wer weiß nicht, wie tief der sittliche Charakter des gemeinen Volks unter Philipp dem vierten herabgesunken war?

Unsere Leser mögen urtheilen, ob der Roman, von welchem wir hier einen Auszug liefern, von eben der Gattung sey.

Man hat ihn einigemal unter verschiedenen Titeln ins Französische übersezt. Die berühmteste Uebersetzung hat Herr von Ouville 1661. in 8. drucken lassen, und vielleicht ist es eben diese, welche zu Amsterdam (eigentlich Paris) 1731. in 2 Duodezbänden mit schlechten Kupfern herausgekommen ist, und den Titel hat: Histoire et Avantures de Donna Ruffine, dite la fameuse Courtisane de Séville. Der Auszug davon steht in der Bibliothèque universelle des Romans, Décembre 1782.

Die Ratze von Sevilla.

Der Herr Baccalaureus Trapaza, (das heißt: der Herr von der Gaunerey,) war ein ansehnlicher Mann von fünf Fuß, sieben bis acht Zoll. Er hatte starke Knochen, borstige Augbraunen, derbe Muskeln, und dabey eine schlanke Leibesgestalt. Nachdem es die Gelegenheit mit sich brachte, war er bald freundlich und kriechend wie ein Ohrwürmchen, bald trotzig wie ein Bär; und damit verband er eine bewundernswürdige Geschicklichkeit der Hand und der Zunge; trug die Nase sehr hoch, hatte einen herabhängenden Knebelbart, und sein Schwerdt schleppte auf der Erde. Nichts stach ihm mehr in die Augen, als tüchtige, reichgestickte Kleider, recht große Federbüsche, und schwere goldne Tressen. Er hatte die freundschaftlichste Gesinnung gegen alle Männer, ins Gesicht, die zärtlichste Neigung zu allen Weibern, hinter ihrem Rücken, einen unersättlichen Heißhunger nach allen Leckerbissen, und die feinste Zunge für alle köstlichen Weine; war Meister in allen Spielen, Philosoph von allen Sekten, und besonders sterblich verliebt — in alle Geldbeutel.

Donna Stephania war eine schwarzbraune Frau, mit starken Haaren, ziemlich wohl bey Leibe, und von unansehnlicher Statur. Aber sie hatte einen Anstrich von Lebensart, mit welchem sie überall fortkam; sie liebte jedermann, plünderte ihren Geliebten aus, und brachte ihn hernach in übeln Ruf. Kurz, sie war ein Ausbund von Weibe, ein wahrer Satan, aber einnehmend und liebenswürdig im Umgang!

Ihre Geschichtschreiber haben nicht ausfündig machen können, ob sie eben von einem König von Böhmen abstammte; aber so viel ist ausgemacht, daß sie von einer Böhmischen Heldin*) herkam, welche ganz Europa durchstreift hatte. Stephania war, wie der weise Ulysses, lange zu Wasser und zu Land herumgeirrt, hatte viele Länder gesehn, und die Sitten vieler Völker kennen gelernt.

Diese beyden Leute schienen also in jeder Rücksicht für einander geschaffen zu seyn. Ihre Verbindung war ein Muster ehelicher Beständigkeit; und ungeachtet sie weder Gesez noch Priester geknüpft hatte, so dauerte sie doch geraume Zeit. Die Geschichte ihres vortreflichen und lehrreichen Wandels macht den Inhalt desjenigen

*) Zigeunerin.

gen Buchs aus, welches vor dem gegenwärtigen vorausgeht. Man findet darin die große Kunst ihres Verhaltens, man erstaunt über die Beschreibung ihrer Thaten, und lächelt über ihre verliebten Abentheuer.

Der Verfasser verläßt seinen Helden mitten im Unglück. Es ist traurig, wie der Gott der Liebe seinen Priestern oft mitspielt, und selbst die herrlichsten Talente sind vor grausamen Verfolgungen nicht sicher.

Da kommt von ohngefähr eine hübsche junge Gallizierin in die Straße unsers Baccalaureus, singt, um die reizendste Stimme hören zu lassen, tanzt, um ihren kleinen niedlichen Fuß zu zeigen, und spielt dazu mit ihren Kastagnetten*), um ein paar schöne runde Arme zum Vorschein zu bringen. Der Baccalaureus hatte Geschmack für alle Talente, und es fiel ihm ein, diese Stimme, diese Füße und diese zierlichen Arme in Schutz zu nehmen. Er nahm die schöne Gallizierin in der rühmlichsten Absicht auf, wie ein Pariser ein unschuldiges Landmädchen aus la Maurienne aufnehmen würde, um ihr über den Gebrauch ihrer Talente in einer großen Stadt, die

*) Klappern, ein Instrument bey den Mohren und Spaniern.

die sie nicht kennt, einigen Unterricht zu geben. Jedermann würde sagen, daß dieser Pariser eine gute, menschenfreundliche Seele wäre, und er würde so glücklich seyn, sein verirrtes Schäfchen zu retten. Unser Sevillischer Held war so unglücklich, sich in das seinige zu verlieben. Ländlich, sittlich. Man muß Zeit und Ort in Betrachtung ziehen, ehe man jemanden verdammt.

Aber überall und zu aller Zeit muß doch die verwünschte Liebe alles verderben, und ein verliebter Ritter wird selten glücklich. Es ging auf einmal in der kleinen Wirthschaft des Baccalaureus bunt durch einander, und mit dem Hausfrieden war's vorbey. So erhaben die Seele der Stephania dachte, so unterlag sie doch den Anfechtungen der Eifersucht, und zwar jezt um so mehr, da sie nicht so leicht darauf rechnen konnte, ihn mit gleicher Münze zu bezahlen. In ihrer Verzweiflung war sie nur darauf bedacht, den Treulosen zu strafen. Nun muß man wissen, daß der Herr Baccalaureus vorher unter einem andern Namen in gewissen afterritterlichen Uebungen einen großen Ruf erlangt hatte. Diesen Ruf benuzte die ehrbare Matrone, und ging in Gesellschaft einer klei-

nen Tochter, die sie von ihrem Untreuen hatte, zu einem Alcaden*) von ihrer Bekanntschaft, um den Vater seiner gütigen Fürsorge zu empfehlen. Der Alcade verstand zu leben, das Mädchen gefiel ihm, er beehrte die Tochter mit seinen klugen Lehren, und schenkte der Mutter einen Seedienst für ihren Vielgeliebten.

Mit einer philosophischen Verachtung aller Urtheile der Welt, und mit einer großmüthigen Gleichgültigkeit gegen die Verrätherey der Weiber, wanderte der Held in den Hafen di Santa Maria, und beschloß sein ruhmvolles Leben auf der offenen See, freylich in etwas niedrigen Verrichtungen, auf Schiffen von einer besondern Bauart, die Seiner Königlichen Majestät gehörten.

Er starb, und hatte in seinen lezten Stunden nur einen treuen Freund, Namens Gavaille bey sich, welcher ihm auf seinen Ritterzügen als Lieutenant beygestanden hatte, als der berüchtigte Baccalaureus noch den Lorbeer der Helden, als Anführer einer Räuberbande, und den Oelzweig der Handelschaft, als die tapferste Stütze einer Gesellschaft von Schleichhändlern, in seiner Krone vereinigte. Dieser zärt-

*) Richter.

zärtlichgesinnte Freund errichtete dem ehrenvollen Andenken seines verstorbenen Capitains am Ufer ein Denkmal, auf welchem er folgende Worte eingrub, die heut zu Tage schwerlich mehr zu lesen seyn werden:

Stärke, Muth und große Gaben
Warten hier der Ewigkeit.
War's vielleicht ein Weltbezwinger,
Fiel hier ein Monarch im Streit? —
Nein, es war ein Alexander,
Der nicht kam zur rechten Zeit.

Stephania war nun allein, und tröstete sich, so gut sie konnte, in ihrem traurigen Witwenstand, indem sie sich vorzüglich der Erziehung ihrer Tochter widmete. Dies war ein allerliebstes Kind, das seiner Mutter schon tausend Annehmlichkeiten versprach. Man denke sich den feinsten regelmäßigsten Gliederbau, zwey große, schwarze, blitzende Augen unter einer Stirn von Alabaster, ein paar zarte, runde, wie Milch und Blut gefärbte Backen, Arme, Hände und Füße, schön und zierlich, wie sie die Göttinnen gehabt haben sollen, und wie man sie einer Sterblichen nur immer wünschen mag, mit einem Wort, die Anmuth des glücklichsten Ebenmaaßes, verbunden mit dem verführerischen Reiz

der Stellung, der Bewegungen, der Blicke, der losen Mienen, der witzigen Einfälle, mit dem feinsten Geschmack im Putz, und mit einem offenen Kopf zu allen heimlichen Verständnissen, listigen Ränken und unwiderstehlichen Anlockungen zur Wollust.

Es gab nichts schöners und nichts vollkommeners, als die junge Ruffine, so daß der Verfasser ihrer Geschichte die Frage aufwirft, ob es wohl möglich sey, daß ein Frauenzimmer mit dieser Schönheit und diesem Verstand eines Engels nicht zum †† Gott sey bey uns fahre? Unsere Leser haben gehört, daß Stephania eine vortrefliche Gattin war; aber sie war auch eine eben so vortrefliche Mutter. Sie erwartete mit Seufzen die Zeit, da ihre Tochter funfzehn Jahr alt seyn würde; Tag und Nacht war sie nur mit dem Wohl dieses lieben Kindes beschäftigt, und ihre einzige Sorge war, ihr die besten und nüzlichsten Grundsätze beyzubringen, damit sie sich selbst in der Welt forthelfen könne, wenn sie sie etwa verlassen müßte. Denn freylich leben die guten Weiber nicht ewig, ob ihrer gleich so viele eben nicht sterben, als man sagt.

Ruffine erreichte endlich den glücklichen Zeitpunkt ihres funfzehnten Jahres. Sie war gleich-

sam ein neuer Stern, auf den alle Kenneraugen in Sevilla gerichtet waren. Die Herren vom Kriegsstande, die Herren von der Kirche, und die Herren von der Feder schlugen sich, beteten, und rechneten, um sich die Ehre der Entdeckung zueignen zu können, und tausend gute Seelen beyderley Geschlechts drangen sich als Unterhändler zu, um eine Verbindung zu stiften. — „Siehst „du, mein Kind,„ sagte die Mutter, „was „das auf sich hat, wenn man hübsch ist. Nun „kommt es nur darauf an, einen vernünftigen Ge„brauch davon zu machen; denn, wie du siehst, „der Himmel thut alles für die jungen Mädchen, „und nachher, wenn sie alte Weiber werden, „verläßt er sie.„ Und dann zu den andern sprach sie: „Ihr seht, wie arm ich bin, ja wohl recht arm; ich habe nur eine hübsche Tochter, ja wohl recht hübsch, die ist rein wie der Thau, lieblich wie ein Blumenstrauß, lauter Zucker und lauter Unschuld. Ich habe schon große Herren mit unter meinem Fenster herumsteigen sehen, und die Straße wird gar nicht mehr leer, o ich sterbe noch vor Angst. Ein Vogel fliegt ohne Furcht aus seinem Nest, wenn ihn hungert, und die Tugend fängt endlich an matt zu werden, wenn sie den ganzen langen Tag gefastet hat.„ Ei-

nige wurden durch diesen Vortrag gerührt, andere dachten weiter nach, und jeder ließ, nach seiner Vorstellung, ein Opfer für den Altar der Tugend zurück.

Alles ging gut. Aber auf einmal kam die Kleine an einem schönen Morgen ganz traurig zu ihrer Mutter, so traurig, es war die ganze Nacht kein Schlaf in ihre Augen gekommen.

„Was fehlt dir denn, mein Täubchen?„ fing die alte Sibylle an, „wie? ohne Haube, ohne Bänder, so bleich, als wenn du im Grabe gelegen hättest, und mit verweinten Augen?„ — Ja, Mama, antwortete das arme Kind, und ich sag' ihnen, ich will nicht mehr schlafen, nicht mehr essen, nicht mehr trinken, zu keinem Tanz mehr gehen, und mich weder Sonntags noch Feyertags mehr sehen lassen; die schöne Perlenschnur vom gnädigen Herrn soll nicht mehr an meinen Hals kommen, mein niedliches grünes Corset, meine Florschürze, meine Blumen und Schleifen, alles macht mir keinen Spaß mehr, und, gewiß und wahrhaftig, Mama, ich will anfangen zu weinen, und will weinen, bis sie mich tod finden in meinem Bett. — „Mein Gott, was soll denn das heißen, Ruffine? Und den Morgen sangst du

za noch in deiner Kammer?„ — Ach ja wohl hab' ich gesungen, liebe Mutter, da hören sie nur mein Lied:

Schon alles schläft in stiller Ruh,
Der Mond nur wacht;
Der Mond schleicht fort, ich seh' ihm zu
Bis Mitternacht;
Nach Mitternacht ruft Hahnenschreyn
Dem jungen Tage;
Und ich, in meinem Bett allein,
Ach, härme mich und klage!

Ach, und so geht mirs schon seit der Zeit, da ich einmal des Abends im Rosenwäldchen am Thiergarten mit meinem guten Freund Robert Mingos plauderte. — „Was, meine Tochter, mit dem naseweisen Schulbuben, der alle Tage da mit seinem steifen Zopf vorbeygeht?„ — Ja wohl, liebe Mutter, mit seinem steifen Zopf, denn er hat die schönsten Haare, die man nur sehen kann, und ich glaube, mit seinem Zopf könnte er uns alle beyde umschlingen; und hernach hat er so ein hübsches Gesicht, Mamachen, rund, bräunlich, immer lustig; und Augen, ach Augen, man kann sie nicht ansehen, so feurig, zärtlich und schelmisch sind sie; und einen Mund hat er, ja, wahrhaftig, es giebt keinen niedlichern Mund, ich seh' ihn noch vor mir, wie

wie er mir sagte, er sey mir herzlich gut. — „Und was antwortetest du ihm denn darauf, meine Tochter?„ — Ja, ich sagte ihm, er sey sehr gütig, und hernach, er sey ein allerliebster Junge, und dann fing ich an Rosen zu brechen. Aber ich sah die Rosen gar nicht, das Herz schlug mir, mein Gesicht brannte wie Feuer, und meine Hand zitterte, und zitterte so, liebe Mutter, daß ich mich stach, und der Dorn blieb mir im Finger stecken. Gleich hatte er meine Hand, und zog mir den Dorn heraus mit seinen Lippen; ach, die waren so sanft, und mir wurde dabey so warm ums Herz — Mein Gott, mein Gott! schrie ich, und wußte gar nicht was ich sagen sollte, denn ich hätte ihm sagen müssen, ich wollte, daß ich über und über voll Dornen steckte, damit er die ganze Nacht daran heraus zu ziehen hätte. Da er merkte, daß ich kaum auf meinen Füßen stehen konnte, breitete er geschwind seinen Mantel auf den feuchten Rasen, und ließ mich niedersitzen, und hernach wußte er so viel zu plaudern, und war so freundlich, daß ich ganz außer mir war vor Freude, und daß ich gar nicht aufhören konnte, ihm zuzuhören. Aber darauf haben wir auch vernünftig mit einander gesprochen. Er hat mir erzählt, daß sein

Vater Geld hätte, viel Geld, und sein Onkel der würde ihm sicher die hübsche Wiese abtreten, die er unten am See hätte, und er wollte sich hernach zu einer Gerichtsdienerstelle melden, und da müßten wir uns heyrathen. Hernach hat er mir das schöne goldne Kreuzchen da gegeben. Hernach fragte er mich auch, ob ich ihn nicht küssen wollte? O ja, antwortete ich ihm; und dann wieder: ob ich ihn wohl noch einmal küssen wollte; nun nicht mehr, antworte ich ihm; und da wurde er ganz traurig; aber ich sah ihn freundlich an, ob ich gleich auch ein wenig bös war, denn ich dachte, es wäre doch wohl genug mit einem Kuß, damit er hübsch an mich denken möchte. Also, meine liebe Mutter, so lange ich nicht meinen guten Mingos habe, bin ich traurig und untröstlich, wie ich ihnen schon gesagt habe, das hab' ich mir fest vorgenommen.

„Pfui,„ antwortete die Alte. „Sieh, meine liebe Tochter, wenn man ein wenig vernünftig ist, so weiß man schon ein rebellisches Herz zu besänftigen, und wenn man so hübsch ist, wie du, so wäre es eine Schande, wenn man sich mit dem einfältigen Hirngespinst der Liebe abgeben wollte. Ich will mit dir als deine Freundin,

din, nicht als deine Mutter reden; du weißt, daß ich mehr Erfahrung habe, also höre mich an.

Bist du denn auch wohl überzeugt, daß du würklich liebst, Ruffine? Denn wir Weiber wissen immer nicht, was wir eigentlich sind, und was wir thun. Heute verlieben wir uns; morgen kommt einer, den wir mehr lieben, und so können noch hundert andere kommen, die wir immer stärker lieben; am Ende findet sichs, daß man niemand, als sich selbst geliebt hat.

Also höre mir wohl zu, armes trauriges Geschöpf; die Zeit, da noch die gute **Uraca** *) und ihre Vertraute **Chimene** in aller Einfalt beysammen saßen, um ihre Festtagskleider zu wirken, und Scherpen für ihren Liebhaber zu knüppeln; jene Zeit, da der Krieger **Olfos** seiner geliebten **Menga** höchstens einen Rosenkranz verehrte, ist jezt vorbey.

Ein Püppchen von zehn Jahren muß heut zu Tage schon ein Liebesverständniß einzufädeln wissen, aber für ein Paternoster, wenn es nicht aus Perlen oder Diamanten besteht, auch nicht einen Kuß geben oder erlauben. Jene edle Liebe der alten Helden wird mit einem mitleidigen

Achsel-

*) Namen aus der alten spanischen Geschichte.

Achselzucken belohnt, und kein Mädchen wird ihrem Liebhaber einigen Dank dafür wissen, wenn er in der Kapelle hinter ihr auf seinen Knien liegt, und ihre schönen langen Zöpfe bewundert, oder des Nachts unter ihrem Fenster ein herrliches Lied anstimmt, in welchem blos von dem „Gold„ ihrer Haare, und von „Schätzen„ des Parnasses die Rede ist.

Vor allen Dingen merke dir also, meine Tochter, die goldne Regel: **Was man gewinnt, verliert man nicht**, jeder Gewinn aber, welchen man versäumt, ist auf immer verlohren, und bringt mit der Zeit Reue und Leid.

Ich kann dir nichts hinterlassen, als meine guten Lehren; und vielleicht nehme ich bald Abschied von dir; merke also wohl auf; hier hast du ein vortrefliches Buch, welches dein Vater geschrieben hat.

Die große Kunst der Liebe.

Der erste Grundsatz, nach welchem ein kluges Frauenzimmer ihre Aufführung einrichtet, ist, **schlechterdings keine Grundsätze zu haben.** Die Gesetze der menschlichen Gesellschaft würden ihr nur einen ängstlichen Zwang aufle-

gen. Die Kunst besteht blos darin, daß man einen blauen Dunst von allen möglichen vortreflichen Grundsätzen um sich her zu verbreiten, und geschickt dahinter weg zu schlupfen wisse, daß man bey aller heimtückischen Widerspenstigkeit, wie eine Katze, sich vor jedermann schmiege, daß man blos auf seinen eigenen Nutzen bedacht sey, wenn man sich dem Wohl der ganzen Welt zu widmen scheint, und daß man den vielbedeutenden Ausspruch der Weisen auszuüben verstehe: „hänge den Mantel nach dem Winde.„

Deine Ehre zu behaupten, wehre dich mit Händen und Füßen. Die Ehre ist der Talisman, mit dem man Wunder thun kann; ihre Macht gleicht der Täuschung auf dem Theater, wo man in der Person eines Schauspielers den Glanz des Monarchen, und in schlechten Lumpen die majestätische Herrlichkeit des Olymps bewundert. So bald ein Frauenzimmer diesen äußern Schein von Ehre verliert, so haben alle ihre Verdienste keinen Werth mehr; dieser Schein aber ist so gut, als die Ehre selbst, denn die Liebe verlangt Täuschung. Die Kunst besteht also darin, daß man seine Ehre auf eine ehrbare Weise verliere, und daß man sich unter der Hülle des Geheimnisses verberge, damit,

wenn

wenn ja ein Glücklicher reden könnte, zehn Unglückliche ihm den Mund zuhalten. Es kömmt viel darauf an, daß man alles heimlich zu halten wisse; darin besteht das große Geheimniß der Weiber. Die Erfindung desselben hat gewiß Mühe gekostet, und man würde es gar nicht nöthig gehabt haben, wenn man hätte mit der Tugend auskommen können.

Mache dir einen guten Namen. Diese Regel hat viel auf sich, und ist von weitem Umfang. Manchen Weibern gehts, wie dem Kobolt im Bergwerk, den jedermann verfolgt, weil er niemand in Ruhe läßt. Die Kunst bestehet darin, daß man niemanden lästere als seinen Liebhaber; daß man dem Verräther mit seinen eigenen Geheimnissen Angst mache; daß man dem Verläumder freundlich begegne, den Verschwiegenen liebkose, dem Schwätzer schmeichle, den alten Weibern schön thue, und mit jedermann gut stehe.

Mache einen behutsamen Gebrauch von deiner Gewalt. Die Kunst besteht darin, daß man sie auf einmal ganz abtrete, und nach und nach einzeln wieder zurück nehme; daß man etwas verlange, wovon man vorher weiß, daß es der andere nicht will, um ihm als-

dann nachzugeben, und ihm weiß zu machen, es hänge alles von ihm ab; daß man sich niemals um das zu bekümmern scheine, woran einem das Herz hängt, und immer auf Seitenwegen zu seinem Zweck zu gelangen suche. Der Mann fühlt, daß er unabhängig geboren ist, und so demüthig der schmachtende Liebhaber sich stellt, so gebietrisch wird der erhörte Liebhaber. Also, Weib, gehe nicht als Coloß einem Coloß entgegen, sondern kriech' ihm zwischen den Beinen durch, lerne die Kunst der Kinder. Kinder und Weiber können die ganze Welt betrügen. Du darfst nicht gegen das Verhängniß kämpfen, wenn du es dir unterwürfig machen willst. Stelle dich schwach, schüchtern, gehorsam; suche deine Absichten, und besonders deinen Verstand geheim zu halten. Die deutlichste Probe von einem guten Verstand ist, wenn man den, welchen man hat, zu verbergen weiß; wer aber seine ganze Weisheit auskramt, kann leicht von andern übersehen werden.

Suche mehreren zu gefallen. Die Kunst bestehet darin, daß man niemand zu lieben scheine, als den, welcher eben spricht; daß man den Reichen zu gewinnen wisse, und den Armen nicht zurück weise, weil man nicht weiß,

wozu

wozu man den einen oder den andern brauchen werde, weil man allerley Freunde haben muß, und weil man sich an dem Reichen wieder erholet, wenn man sich mit dem Armen einen lustigen Tag gemacht hat. Der Reiche beträgt sich mit Anstand, der Arme mit Anmuth; der Reiche thut alles, was man will, der Arme will alles, was man thut.

Suche deine Leute immer durch Vertröstungen in Aufmerksamkeit zu erhalten. Man muß da dem Jäger seine Kunst ablernen, der den Hund durch den Geruch des Wildprets lockt, und, wenn er lang genug gewartet hat, ihn kaum anbeissen läßt. Die Liebe ist begierig, und diese Begierde läßt sich durch nichts irre machen. Halte dem schnappenden Mund des Tantalus immer den Apfel vor, und entferne das vorbey rauschende Wasser von seinem durstigen Gaumen; laß zur rechten Zeit unvermuthete Hindernisse dazwischen kommen. Die Mutter, der Mann, das Kammermädchen, und andere gute Freunde, vor denen man sich beständig zu fürchten scheint, können einem da große Dienste leisten, ohne daß sie selbst etwas davon zu wissen brauchen.

Es giebt noch viel andere nicht minder wichtige Capitel, fuhr die alte Zigeunerin fort, indem sie ihr Buch zuschlug; zum Beyspiel die Lehre von den Widersprüchen, wo eine Frau lernt, wie sie jemanden lieben und ihn zugleich verrathen kann; wie sie denjenigen, welchen sie umbringen möchte, erhöret, oder einen Liebhaber, den sie nicht ausstehen kann, beyzubehalten suchet, und hingegen den dritten, den sie vorzüglich begünstigen möchte, auf immer verstößt.

Das Capitel von Ziereteyen, wo es blos auf den guten Anstand ankommt, gehört auch hieher; man muß das Weinen auf allerley Art verstehn, von dem kleinen Zährchen an, das dem Auge sanft entquillt, bis zu den großen heissen, von Schluchzen begleiteten Thränenfluthen; man muß zur rechten Zeit in Ohnmacht fallen; seine Mienen bey jeder Gelegenheit in der Gewalt haben; maulen, zanken, sich närrisch und kindisch stellen können. Geschieht so etwas nicht mit guter Art, so ist es äußerst abgeschmackt. Ich habe diesem Capitel eine Abhandlung über das Lachen, über die Blicke und über die Sprache angehängt; denn es giebt von jedem mehr als funfzigerley Gattungen, deren Kenntniß sehr wesentlich ist.

Das Capitel von der List der Weiber ist das schlechteste im Buch: dein guter Vater hat freylich seine ganze Wissenschaft erschöpft; aber eine Mannsperson, die im Fach der Liebe sich noch so gelehrt dünkt, ist im Grunde doch immer nur ein unwissender Tropf. Es ist leichter, das Meer auszutrinken, die Sonne in einen Kasten zu stecken, oder den Wind zu fangen, der an unsrer Nase vorbeystreicht, als die heimlichen Verständnisse und listigen Anschläge der Weiber zu erforschen. Ich bin überzeugt, daß, wenn Evens alter Gemahl dieses Capitel angefangen, und jeder seiner männlichen Nachkommen eine Seite dazu geschrieben, und man es so bis zum jüngsten Tage fortgesezt hätte: daß dennoch im großen Thal Josaphats sich nicht eine einzige so einfältige Dirne gefunden haben würde, die nicht vom Anbeginn der Welt mehr listige Ränke gekannt und ausgeführt hätte, als alle Mannspersonen zusammen bis zum Ende der Welt nicht auszugrübeln vermögten.

Hierauf folgen noch einige aparte Kunststückchen, zum Beyspiel, daß man mit dem Manne oder mit dem Liebhaber niemals gleich gestimmt sey; daß man lache, wenn er weint; weine wenn er lacht; Possen treibe, wenn er ernsthaf,

und vernünftig sprechen will; und vernünftig rede, wenn er Lust hat, etwas anders zu thun.

Wird einer kalt und nachlässig, so bring ihn durch die Eifersucht ins Feuer; wird einer hitzig und übermüthig, so gieb ihm sein Theil, und vergiß nie, sie alle mit guter Manier bey der Nase herum zu führen.

Setze dich immer **einmal** dem Verdacht der Untreue aus, um den Versuch zu machen, wie weit sich die Nachsicht deines Liebhabers erstrecke; auf der andern Seite kannst du doch thun, was du willst, damit sich niemand über dich beschweren könne; klage du immer zuerst, wenn du auch der beleidigende Theil bist; leugne hartnäckig, gelobe in den Tag hinein, und bitte nie um etwas geradezu.

Tadle nach Gelegenheit den feinsten jungen Herrn, und lobe den lächerlichsten Geck; verkleinere den großen Geist wegen seiner Denkungsart, und erhebe den Dummkopf wegen seines guten Herzens.

Deine Kammermädchen müssen geschwätzig seyn, damit man sie desto lieber ausfrage; und verschwiegen, damit sie geschickter antworten; hüte dich aber wohl, dich je mit ihnen zu veruneinigen.

Nimm Leute von allerley Gattungen bey dir auf. Nur der Weise und der Narr macht, jeder nach seiner Art, einen Unterschied unter den Menschen. Aber für eine Frau taugt alles, was einen Mannshut trägt: die Poeten allein ausgenommen; denn einem solchen Geschöpfe gestatte nie Zutritt in deinem Hause.

Vorzüglich aber, meine Tochter, und das merke dir als das Hauptstück dieser Lehre, vorzüglich hüte dich, jemanden, wer es auch sey, zu lieben; denn so bald man verliebt wird, ist Kunst und alles verlohren.

Ich bin noch nicht fertig, mein Kind. Will man es in dieser Wissenschaft recht weit bringen, so muß man die Sitten aller Gattungen von Menschen und aller Nationen kennen. Zum Unglück lernt man das blos durch lange Erfahrung, und wenn es eine Frau so weit gebracht hat, so ist gemeiniglich ihre Zeit vorbey. Dann, mein Schätzchen, taugt sie zu nichts mehr, als daß sie ihre Kenntnisse auf die Nachwelt fortpflanze, aber unter der Bedingung, daß man keinen Mißbrauch davon mache; denn siehst du wohl, das ist das Geheimniß des Ordens, welches heilig bewahrt werden muß.

Da giebts zum Beyspiel gleich verschiedne Arten von Liebe; es lodert nicht eine Flamme wie die andere auf. Die Liebe des Jünglings ist tändelnd und entzückend; die Liebe des Mannes von reiferem Alter herzhaft und ausdauernd; die Liebe des Alten eigensinnig und lächerlich; die Liebe des Armen demüthig, feurig, schmeichelnd; die Liebe des Reichen unmäßig, frostig und geziert. Der eine läßt sich durch Schwierigkeiten abschrecken, der andere wird dadurch noch mehr angefeuert; jener hält aus bis zum Genuß, dieser wird erst dann hitzig.

Der National-Charakter macht auch einen Unterschied; ich will dir folgendes darüber mittheilen.

Der Italiäner verstellt sich im Anfang bey der heftigsten Leidenschaft, wenn er auf etwas Absichten hat, nach und nach wird er lebhaft, possierlich, und kurzweilig beynahe zum Hasenfuß. Er gleicht einem Pickelhering bis zum Augenblick der Erhörung. Dann macht ihn der glückliche Erfolg eifersüchtig und tyrannisch; anfangs spielte er wie der Affe, nun brummt er wie der Bär. Wird er nicht erhört, so verwandelt sich seine Liebe leicht in Haß, er verfolgt seine Geliebte mit Spottgedichten, sie, die

er vorher in seinen Liebesliedern über alle Himmel erhob.

Der Spanier ist heftig, ungestüm, ungedultig, stürzt sich auf einmal in den Strom der Liebe, quält sich, und singt ohne Unterlaß. Nichts ist grausamer als sein Zustand, nichts edler als seine Bewerbung, und nichts zärtlicher als seine Klagen. Siegt er, so wird er entweder so eifersüchtig, daß er alles ermorden will, oder so gleichgültig, daß er seine Geliebte verhandelt. Bisweilen hält er noch einige Zeit in den Ketten der Liebe aus, um sich für die Mühe der Eroberung zu entschädigen. Bleibt er aber unerhört, so wird er untröstlich, und geräth so in Verzweiflung, daß er sich entschließen könnte, zu sterben.

Der Franzos ist weder demüthig noch trotzig; er ist galant, und hält eine Mittelstraße zwischen Heftigkeit und kriechender Erniedrigung. Er tändelt, aber mit Verstand, er ist fein, aber nicht hinterlistig, er wird sterblich verliebt und bezaubernd, aber schade, daß seine Liebe nicht von Bestand ist; er kann so gut vor als nach dem glücklichen Augenblick brechen, wie's ihm einfällt. Wird er eifersüchtig, so ängstigt er sich, weint, und bittet um Verzeihung; giebt

man

man ihm seinen Abschied, so pfeift er eins und weiß sich zu trösten; weist man seinen ersten Antrag ab, so sezt er alle heimlichen Triebfedern in Bewegung, bis er die Gelegenheit erhascht, ihn mit glücklicherem Erfolg zu wiederholen; widersteht man ihm noch, so bietet er der Härte Troz, und verfolgt seinen Plan zulezt mit Heftigkeit; erlangt er endlich den Sieg, so trällert er und entflieht, um neue Eroberungen zu suchen.

Der Deutsche hat eine glückliche Anlage zu inniger und standhafter Liebe, aber sein Feuer will angeblasen seyn; er erhizt sich mit aller Gelassenheit nach und nach durch die Zusammenstimmung günstiger Umstände; er macht seinen Angriff mit Ueberlegung, und nach einem vorher ausgedachten Plan; er sucht seiner Geliebten nicht sowohl entgegen zu kommen, als sie vielmehr an sich zu ziehen, und lockt sie mehr durch Geschenke, als durch Gefälligkeiten und Schmeicheleyen. Er genießt sein Glück mit Würde, und dann nimmt seine Leidenschaft eben so nach und nach wieder ab, wie sie entstanden war. Wird er ja eifersüchtig, so ist es eine stille Eifersucht, die wenigstens keine traurigen Folgen hat. Sieht er sich offenbar betrogen, so

nimmt

nimmt er mit Gelassenheit seinen Abschied, und fordert seine Geschenke zurück. *)

Der Engländer, ach der Engländer ist unter allen Liebhabern der vollkommenste oder der unerträglichste; der vollkommenste, wenn er seinem Charakter treu bleibt, der unerträglichste, wenn er aufs feste Land kommt, und den Einfall hat, andern Nationen nachzuäffen. Sein natürliches Phlegma ist dem Feuer der Liebe kein Hinderniß. Ergreift es ihn einmal, so wird aus diesem Felsen ein Vulkan; es entwickelt die Empfindung jeder Fiber seines Herzens, es beschäftigt die Einbildungskraft, erweckt und unterhält die feyerlichste Aufmerksamkeit auf das große Geschäft der Liebe; nichts ist für ihn bloßer Scherz; die Grazien müssen weinen, wenn sie ihm gefallen sollen, sonst hält er sie für Statüen ohne Gefühl. Er glaubt nicht an den kleinen kindischen Amor; sein Gott ist ein Riese; und wenn die Leidenschaft seiner Geliebten nur um einen Grad kälter ist, als seine eigene, wenn sie die Befriedigung derselben nicht als eine Sache von

der

*) Meine Landsleute verzeihen doch wohl diese schiefe Schilderung der Zigeunerin, und mehr noch, dem D. Alonzo de Castillo Solorzano? D. H.

der äußersten Wichtigkeit behandelt, so glaubt er nicht, daß sie ihn liebt. Dann wird er nicht aufgebracht, sondern tiefsinnig, er schenkt ihr sein ganzes Vermögen, und schießt sich mit aller Ehrfurcht eine Kugel vor den Kopf.

Mit einem Wort, der Italiäner wünscht geliebt zu seyn, der Spanier bildet sich's leicht ein, der Franzos bekümmert sich wenig darum, der Deutsche begnügt sich damit, daß er liebt, und der Engländer fordert für seine heftige Liebe eine eben so heftige Gegenliebe.

Der Italiäner verlangt von seiner Geliebten Blödigkeit, der Spanier Schönheit, der Franzos Anmuth und Gefälligkeit, der Deutsche Dreustigkeit, der Engländer Empfindung, Feuer, Tugend.

Der Italiäner wird geistreich, wenn er liebt, der Spanier wird groß, der Franzos zum Narren, der Deutsche zum Weisen, und der Engländer schwingt sich bis zum Gott.

In Rücksicht auf uns selbst, meine Tochter, ist der Italiäner gut, um uns ein Ansehen zu machen, der Spanier bringt Ständchen, der Franzos verschaft Vergnügen, der Deutsche bereichert uns, und der Engländer thut Alles viere zugleich.

Nun,

Nun, liebes Kind, glaubst du noch nicht, daß ich dir gut bin, da ich dir nichts verhehle, was zu deinem Vortheil gereichen kann? und siehst du wohl ein, daß es eine Thorheit wäre, wenn du den Affenschwanz, den Mingos, lieben wolltest? Alle die jungen Laffen, mit ihren blühenden Gesichterchen, läppischen Liebkosungen, und steifen, gezierten Trachten sind nicht für dich; auch hüte dich vor großen Geistern und vor Männern, die einen erhabenen, durchdringenden Blick haben. Was bleibt denn da noch übrig, wirst du sagen, als arme Tröpfe und Einfaltspinsel? Mädchen, Mädchen, verachte nicht das langöhrige Thier, wenn es gleich dumm ist, und sprich nicht der Perle ihren Werth ab, wenn gleich ihre Hülle schwarz und schmutzig aussieht. Es giebt Philosophen, die Gold machen wollen, und weißt du, woraus? aus bloßem Unrath, den jedermann geringschätzt.

Jezt, mein Engel, mußt du dich vor allen Dingen der Reinlichkeit befleissigen, und sorgfältig darauf Acht geben, daß deiner niedlichen Person alles nett und wohl anstehe. Wähle keinen Kopfputz, der sich nicht genau zu deiner Gestalt schicke, keine Farbe, die nicht den Reiz der deinigen erhöhe. Ist rothe oder weisse Schmin-

ke

ke nöthig, so bringe sie sparsam und mit gutem Geschmack an; nicht als Bedürfniß, sondern als ein Zaubermittel; je mehr Kunst man dabey anwendet, desto weniger muß sie in die Augen fallen.

Die vortheilhafte Würkung des Putzes hängt nicht von dem blendenden Schmuck ab, mit dem man sich überladen hat; nur feine Anordnung, und Geschicklichkeit, seine kleinen Fehler künstlich zu verstecken, und seine Schönheiten in ein helleres Licht zu setzen, thun Wunder. Hat man weisse, schmale, gleiche Zähne, so kann man schon einmal aus vollem Halse lachen; ausserdem lächle man bedächtlich und mit edlem Anstand. Die Haare verstehe man schön zu färben, aufzukräuseln, dichter und dünner zu machen. Den Fuß eines Riesen verwandle man zum Füßchen einer Nymphe, indem man eine Schleife oder Rose geschickt anzubringen weiß. Ist man zu stark, so helfe der gute Schnitt des Corsets, die Schnürbrust, die Scherpe. Der Gang müsse sich immer nach dem Bau des Körpers richten; ein fester, bedächtlicher Schritt schickt sich zu einer großen, ansehnlichen Statur; rasch und flüchtig aber schwebe man einher, wenn man, wie du, mein Püppchen, mehr ein zierliches

Figür-

Figürchen vorstellt, als dem majestätischen Ideal der Schönheit beykommt. Ein beständiges Mienenspiel, ein sprechendes Auge, und eine rührende Stimme, mit einem Wort, Lebhaftigkeit, Anmuth, und ungezwungenes Wesen in jeder Bewegung, giebt erst der Schönheit ihren Zauberreiz, und du wirst mir zugeben, daß diese Kunst des Putzes nicht durch Juwelen und Stoffe erseзt, mithin durch alles Geld in der Welt nicht erkauft werden kann; es ist also ein reiner Gewinn, wenn man Putz zu wählen versteht, der einem nichts kostet.

Und doch kommt man nicht ohne Aufwand davon. Man braucht zu der Kunst, welche ich dir predige, kleine Hülfsmittel, die Geld kosten. Zum Beyspiel Musik; das ist die wahre Leyer des Orpheus, welche steinerne Herzen erweicht, und die wildesten Thiere zahm macht; es sind nicht blos Töne aus liebenswürdigen Lippen, welche die Ohren kitzeln; nein, geheime Fäden, an deren Angel man alle Herzen herbey ziehen kann. Wie lockten jene Feen, welche in Grotten, Wäldern und Quellen wohnten, die Wanderer des Nachts in ihre Netze? nicht wahr, sie sangen? Wie jene Syrenen, jene artige Meerdamen, die auch die geheime Kunst verstan-

den, die Schiffer durch Gesänge zum Vergnügen einzuladen? Weißt du, was diese Mährchen sind? Natürliche Wahrheiten mit dem Heiligenschein des Wunderbaren umhüllt, damit sie mehr Eindruck machen, oder vielleicht, damit unsre Geheimnisse unter diesem künstlichen Schleyer nicht dem ganzen gemeinen Haufen der Weiber preisgegeben werden sollten! — Die Kunst verliert ihren Werth, wenn sie das Eigenthum von jedermann ist.

Der Tanz ist auch ein Mittel, sich durch die Augen zum Herzen einzuschleichen. Da kann man die Zierlichkeit seiner Gestalt recht ins Licht setzen, und durch die Mannigfaltigkeit der Stellungen bezaubern; der Zuschauer gafft verwundrungsvoll, und glaubt, wie in einem magischen Spiegel, Dinge zu sehen, die er nicht sieht, und die oft gar nicht vorhanden sind. Wie lockt eine Mutter ihr eigensinniges Kind zu sich? sie hält ihm Zuckerwerk vor! In Wahrheit, wenn ein Frauenzimmer alle Annehmlichkeiten ihres Gliederbau's in einem schönen Tanz entwickelt, und ihre sanften Bewegungen mit dem Zauberspiel der Geberden begleitet, so glaubt man einen zärtlichen Freund vor sich zu sehen,

welcher

welcher seinen vollen Geldkasten aufschließt, und ruft: Greift zu!

Noch eine nothwendige Wissenschaft ist das Spiel, meine Tochter, eine Pflicht, der man sich mit Klugheit und Verstand zu entledigen suchen muß. Man spielt allezeit schlecht, wenn man nicht gewinnt, nicht blos, weil man sein Geld verliert, sondern auch, weil man beym Verlieren leicht seine Fehler verrathen kann.

Wenn übrigens ein Frauenzimmer ein wenig gelesen hat, ein wenig schreiben kann, und ihr Gedächtniß mit einem kleinen Vorrath von sinnreichen Einfällen und artigen Redensarten aufgepuzt hat, so ist sie gelehrt genug. Blos für die Wissenschaft der Liebe ist sie geschaffen, und sie braucht also nur lesen zu können, um die Heimlichkeiten eines andern zu entdecken, oder die ihrigen nicht der Neugierde des Fremden blos zu stellen; schreiben zu können, um ihre Unterhandlungen geheim zu halten; und reden zu können, um eine angenehme Unterhaltung fürs Herz zu verschaffen.

Inzwischen muß man sich doch immer, so viel möglich, nach dem Geschmack der Männer bilden, und daher deutlich, mit Verstand, und besonders mit Empfindung lesen, wenn es in Ge-

genwart des Liebhabers geschieht. Es ist nicht allein eine Beleidigung fürs Ohr, sondern es macht auch sonst keinen guten Eindruck, wenn man ein Frauenzimmer schlecht lesen hört.

Findet man in dem Brief seines Liebhabers die Sprache der Verstellung, so gehört sichs, in eben dem Tone zu antworten; schreibt er zärtlich und aufrichtig, so muß die Antwort immer kurz, munter, und unbedeutend seyn, so daß man nichts bestimmtes heraus nehmen kann.

Bey dieser Gelegenheit muß ich dir noch sagen, daß man sich überhaupt nie blos geben oder zuvorkommend seyn muß, wie es in Spanien Sitte ist; man sollte den Liebhaber immer in der Erwartung, zwischen Furcht und Hofnung schweben lassen. Man darf daher auch bey Unterredungen mit ihm niemals Zorn, Schwermuth und Tiefsinn blicken lassen; denn diese Affecten sprechen zu laut. Man muß sich blos an die Worte halten, und sie so fein, so zierlich, und so honigsüß, als es nur immer möglich ist, vortragen; damit will die Liebe abgespeist seyn.

Ach, mein Kind, wenn du diese Regeln befolgen wolltest, dann würde ich dich bald gut versorgt sehen; hernach beruhet die ganze Kunst

der

der Haushaltung blos darauf, daß man von allen nimmt, und niemanden giebt. Das Haus einer klugen Frau ist der wahre Strudel der Syrenen, aus welchem nie wieder etwas heraus kommt.

Ich brauche dir nicht zu sagen, wie du alle deine Leute anstellen sollst. Nur bemerke, daß keiner mit seinem Loos ganz zufrieden seyn muß. Was die Schriftsteller, Dichter, und andere anlangt, welchen dein Vater ohne Barmherzigkeit das Haus verbietet, so bin ich der Meynung, daß sie doch den Ruhm der Schönheit und Vollkommenheit ausbreiten, und wäre ja einmal einer gar zu sehr verliebt, so kann man ihm ja immer einige Brosamen von der Tafel der Liebe zufallen lassen. Man hat oft den Tag über leere Augenblicke; die Reichen sind mehrentheils unwissend, da kann dann der Dichter die Langeweile vertreiben, und deinem Haus einen neuen Reiz verschaffen; zumal, da sich niemand einfallen läßt, eifersüchtig über ihn zu werden, weil man wohl weiß, daß ein Schriftsteller bey allem seinen Verstand doch nicht so viel versteht, daß er das Herz eines Frauenzimmers rühren könnte.

Nun genug, meine liebe Tochter; jezt wollen wir auf die öffentlichen Spaziergänge gehen, um uns ein wenig bekannt zu machen.

So fuhr diese vortrefliche Mutter von Zeit zu Zeit fort, ihrer Tochter über jene herrlichen Grundsätze Vorlesungen zu halten, und dann starb sie.

Eine gute Seele hat der selig Verstorbenen eine ihren Verdiensten angemessene Grabschrift gemacht, welche man in ihrer Gruft mit folgenden Worten angeschrieben fand:

Ihr Wandrer weint, hier liegt ein Weib,
Die schön war, und dabey verständig,
Zuweilen zärtlich, nie beständig;
Sie sorgte nur für ihren Leib,
Betrog und log zum Zeitvertreib;
War schlimm und schlau — doch immer heiter,
Falsch, filzig, treulos, und so weiter;
Mit einem Wort: es war ein Weib!
Und dennoch bey so seltnen Gaben,
Die hochgepries'ne Weiber haben,
Im Leben nicht geehrt zu seyn,
Ist hart, wie dieser Leichenstein.

Ruffine mußte nun die weisen Rathschläge ihrer Mutter entbehren, und überließ sich in ihrer Einsamkeit bald dem Vergnügen der Liebe mit dem jungen Robert Mingos. Sie liebte ihn verschiedene Monate lang mit gutem Gewissen.

wissen. Also muß sie wohl gar keins gehabt haben, denn gemeiniglich dauert das Gewissen eines Mädchens kaum vierzehn Tage. Endlich erfuhr sie die heimlichen Klagen der gutherzigen Personen, welche sich ihrer bey Lebzeiten der Alten angenommen hatten, und sah' ein, daß es nöthig wäre, sich, wie andere ehrliche Weiber, unter einen hübschen Baum zu setzen, um eines hübschen Schattens zu genießen. Denn die Natur hat in jedes Thier den Trieb gelegt, für seinen Unterhalt zu sorgen, und das Weib fühlt wenigstens die Nothwendigkeit, sich in ein Vorrathshaus einzuschleichen, wo sie schon dafür gesorgt findet; daher läßt sich die allgemeine Neigung zum Heyrathen erklären, die sie schon in den Kinderschuhen blicken lassen.

Einer ihrer Gönner, Namens **Lorenz von Saravia**, welcher als Agent Geschäfte nach Peru machte, zeigte ehrliche Absichten. Sie nährte sie ganz in der Stille, ohne ihrem Freund **Mingos** nur ein Wort davon zu sagen. Der Herr **Saravia** war ein ältlicher Mann mit einem grauen Bart, der aber noch einen festen Tritt hatte; einer von den wohlangesehenen Leuten, welche in der Woche zwier fasten, und des Morgens früh aufstehen, um mit den Lerchen

ihren Schöpfer zu loben; die bald einen ehrwürdigen Pater, bald eine alte Matrone, bald die barmherzigen Schwestern zu besuchen haben; die sich auf das öffentliche gute Beyspiel, welches sie geben, viel einbilden, und übrigens falsch, geizig, boshaft, rachsüchtig, aber so christcatholisch sind, daß sie sich dabey todtschlagen ließen.

Je schwerfälliger das Wild ist, welches sich in das Netz der Liebe verwickelt, desto weniger kommt es wieder heraus. Wehe dir also, alter Geck! Ruffine wußte ihn so gut und so schnell zu bestricken, daß in acht Tagen die Ehe verabredet und vollzogen ward. Von dem jungen Mingos hörte der Bräutigam dabey kein Wort; und die alten Tanten und Gevatterinnen, welche wohl sahen, daß das junge Mädchen eine Dame von Ansehen würde, sprachen nur von dem erbaulichen Wandel, welchen die schöne Braut geführt hätte. Da hatte sie keine Predigt ohne Thränen angehört; keine Fasten vorbey gehen lassen, ohne sich wie eine kleine Magdalene zu kasteyen; keinen Armen abgewiesen, den sie nach den Lehren ihrer heiligen Mutter nicht gespeiset und getränkt; und keinen Hochwürdigen Herrn vorbey gehen lassen, welchem sie nicht einen Zipfel von seiner Kutte zu

einer

einer Reliquie abgeschnitten hätte. Würklich fand man unter den Sachen, die sie ihrem Mann zubrachte, einen geweihten Rosenkranz, aus so viel Zwirn geknüppelt, daß er von Sevilla bis Jericho gereicht haben würde; und das fromme Kind verordnete, daß man ihr solchen einmal mit in den Sarg geben sollte. So jung, und schon an den Tod zu denken! alle Augen standen voll Wasser; und in der Hochzeitnacht hatten sechs alte Mütterchen mit ihr zu thun, um ihr die Pflicht ihres neuen Standes begreiflich zu machen.

Endlich nach verschiedenen Wochen, nachdem sie wohl begriffen, was Ehe sey, fiel ihr ein, sich auch mit ihrem guten Freund Mingos davon zu unterhalten. Dieser war noch zu jung und zu empfindlich, als daß er sich so etwas hätte träumen lassen. Er wich jeder Gelegenheit aus, die ihm seine Treulose darbot, und klagte sein Leid in den feyerlichsten Gesängen den Felsen und Wäldern; denn einem unglücklichen Liebhaber scheint nichts in der Natur stumm und unempfindlich zu seyn. Er blieb ganze Nächte im Thiergarten, wo das Rosenwäldchen, die Spaziergänge, der Rasen, alles, das Andenken an seine leichtsinnige Geliebte in seiner Seele

erneuerte, und seinen gerechten Schmerz mit ihm theilte.

Kann man wohl eine Treulose noch lieben? Glücklich ist der Laye, der eine solche Frage thun kann! Ein gefühlvoller Liebhaber ist fürwahr zu beklagen! Er wünscht die Erinnerung an die glücklichen Träume, welche auf einmal verschwunden sind, aus seinem Gedächtniß zu verbannen, und kann nicht; er glaubt einen Ueberrest seines verlohrnen Glücks in diesem traurigen Andenken zu finden, und bekümmert sich in allem Ernst über den Verlust eines Guts, welches ihm seine Einbildungskraft vorzauberte; er kann sich von der Wahrheit seines bittern Schicksals nicht überzeugen, und sucht einigen Trost in der marternden Ungewißheit, daß doch das, was er nur allzugewiß fürchtet, ungegründet seyn möchte. Er macht seiner falschen Freundin keinen Vorwurf; nur sich selbst klagt er an, und sucht die Ursache ihrer Untreue in seinen Mängeln, welche ihn noch kleinmüthiger machen. Er verabscheut die Freyheit, zu welcher ihn die Falschheit verdammt, die er beweint; er glaubt nie wieder einen solchen seiner Liebe würdigen Gegenstand anzutreffen, und unterhält immer noch die Lebhaftigkeit seiner Neigung durch die beständige

ständige Erneuerung des heiligen Bildes, welchem sein Herz entgegen schlug. Er haßt zwar das Weib überhaupt, aber nicht dieses Geschöpf seiner Einbildung, welches die Täuschung der Liebe über ihr Geschlecht erhob. Er haßt das Verhängniß, und haßt das Laster der Untreue, aber die Verbrecherin selbst betet er an, und glaubt, daß das Gefühl jenes Hasses eine nothwendige Folge seiner treueren und zärtlichern Liebe sey. Nur die Zeit heilt ihn nach und nach von diesem Unsinn, und läßt dagegen oft in seinem Herzen einen Saamen des Mißtrauens, der Gleichgültigkeit und der Rache, welcher es taub und unempfindlich macht, das Gefühl aller innigen Liebe erstickt, und vielleicht erst dann aufkeimt, wenn eine Aussöhnung die vorige Ruhe und Zuneigung ganz wieder hergestellt zu haben scheint.

Ruffine hatte auf ihrer Seite sich nun einmal diese Aussöhnung in den Kopf gesezt, und nichts konnte sie von ihrem Eigensinn abbringen (welcher bey einer Frau die Stelle der Liebe vertritt, und oft noch mehr werth ist, als selbst ihre Liebe). Es war auch in der That etwas ärgerlich, daß ein Mensch, nach welchem ihre heftige Begierde wieder ganz erwachte, sich nun

so einfältig anstellen und nicht begreifen wollte, daß man sich in die Zeit schicken müsse. Konnte er sich denn nicht vorher vorstellen, daß ein Weib seinetwegen ihre Natur nicht verläugnen könne, und was hatte er also für Ursache, sich zu beschweren?

Kurz, sie faßte einmal an einem schönen Abend den kühnen Entschluß, und begab sich in das Rosenwäldchen, wo sie ihr erstes verliebtes Abentheuer bestanden hatte, um da den traurenden Mingos zu erwarten. So bald sie ihn hörte, fing sie an, mit einer zärtlichen Stimme die alte Romanze vom Ritter Durandart zu singen, und hub mit den Worten der untreuen Belerma folgendergestalt an:

Stolzer Ritter Durandart,
Mild einst, wie im Kampf vermessen,
Ist jezt deine Brust so hart?
Hast du jene goldne Zeit vergessen?

Denkst nicht mehr der Zärtlichkeit,
Als du um mich warbst und strittest,
Und beym Werben wie im Streit
Frost und Hitze mir zu Liebe littest?

Und die Schwüre, hältst du sie?
Ich sey deinem Herzen theuer!
Sage, liebtest du mich nie?
Oder wie verlosch dies Liebesfeuer?

Der

Der neue Durandart antwortete wie der alte:

Deiner Stimme Zauberklang
War so lieblich meinen Ohren,
Wenn dein schöner Mund mir sang.
Aber das ist nun für mich verlohren!

Ungern schlüpft' ich aus dem Band,
Das der Gott der süßen Liebe
Einst um unsre Seelen wand;
Ungern fühlt mein Herz nun andre Triebe.

Aber alles, Ruhm und Glück,
Ist mit dir für mich verlohren;
Denkst du wohl an mich zurück,
Seit du einen andern dir erkohren!

Treu und zärtlich war mein Herz!
Ach, dies Herz hast du zerrissen.
Sterben will ich, und den Schmerz
Meiner Leiden in ein Grab verschließen!

Als die flatterhafte Schöne diesen grausamen Entschluß hörte, sank sie mit dem Arm auf den Rasen, und weinte die bittersten Thränen. Ihr Liebhaber ließ sie gehen, und sezte sich drey Schritte weit von ihr nieder: das war für sie eine Entfernung, als wär' es eine Meile gewesen. Sie konnte diese unbarmherzige Verachtung nicht länger ertragen. Ihre Miene schien zu sagen: Wie? meine Thränen erweichen dich

nicht? wie soll ich's anfangen, um deinen Zorn zu besänftigen?

Sie hörte nicht auf zu weinen, und nach und nach schwand der Zwischenraum von drey Schritten; sie ergriff die Hand des hartherzigen Geliebten; er wollte sie zurückziehen, aber seine Kraft wich von ihm. Sie lehnte ihr Gesicht an diese liebe Hand, und dann wagte sie's zu reden. — „Undankbarer!„ schluchzte sie; und dann seufzte sie tief. — „Undankbarer!„ fing sie wieder an, „wie kannst du mich in Verdacht haben?„ — Ich, Madam! wahrhaftig ich habe keinen Verdacht auf sie. Ich glaube, daß ihr Herr Gemahl schläft, wie Holophernes, und daß sie, wie die keusche Matrone von Bethulien, alle Nächte vor seinem Bett knien und beten. —

Ruffine stimmte einen andern Ton an. Sie trocknete sich die Augen. — „Und ich, mein junger Herr, ich glaube, daß sie mich nicht mehr lieben.„ — Ach, wollt' es der Himmel! antwortete der Liebhaber. — „Nein,„ fuhr sie fort, „nein, Treuloser, du liebst mich nicht mehr, du hast, wie alle Männer, ein falsches Herz, ein undankbares Gemüth, und einen tyrannischen Sinn; du willst deine Liebe einer an-

dern schenken; und dann macht man der Unglücklichen, die man verläßt, alles zum Verbrechen, um sich selbst damit zu rechtfertigen. Was hab' ich strafbares gethan? Ich habe für mein Bestes gesorgt; und liebst du mich nicht so stark, daß du mir dies Glück gönnest, so solltest du wenigstens so billig seyn, und mir dafür Dank wissen, daß ich mich nun so gut gebettet habe, um dein auf immer bleiben zu können. Geh, Meineidiger, es ist aus mit uns; was soll mir ein Herz, welches nach dieser Probe seiner Unbeständigkeit mir doch nie ganz zugehören würde?„ —

Unbeständigkeit ist das Vorrecht der Schönen, das man ihnen so ganz ausschließend der Weise zugestehet, daß jede Mannsperson, die man eines Eingrifs beschuldigt, empfindlich darüber wird. — Ach, **Ruffine**, antwortete der Geliebte mit Thränen, würde mich wohl deine Untreue betrüben, wenn ich dich nicht mehr liebte? — „Nein,„ sprach sie, „hättest du noch einen Funken von jener alten Zärtlichkeit, so würdest du mir gewiß glauben, wenn ich schwöre, daß mein Herz dir treu geblieben ist.„ — **Mingos** saß in tiefen Gedanken. **Ruffine** erwartete mit Ungeduld das erste Wort. — Endlich fing er an: Ich weiß, daß dein Herz mein

bleibt,

bleibt, nun bin ich weniger unglücklich. Aber, meine Beste, wenn ich noch etwas bey dir gelte, wenn es wahr ist, daß wir nicht aufgehört haben, uns zu lieben — „Wir wollen davon nicht weiter reden,„ unterbrach ihn Ruffine, „ich zweifle so, daß wir uns noch genug lieben, um einander in unsern kleinen Widerwärtigkeiten beyzustehen.„ — Ists möglich, Ruffine, daß Widerwärtigkeiten — „Ach„ seufzte sie, „hab' ich mich um des Glückes willen an der Liebe versündigt, so hat mich Liebe und Glück grausam dafür bestraft.„ — Wie, meine Theure, du bist nicht glücklich? — „Freylich, wie kann man wohl glücklich seyn, wenn man seine schönsten Aussichten verschwinden sieht, wenn man sich von einem Gegenstand trennen muß, den man nicht aufhören kann zu lieben, und dagegen mit einem andern zusammen geschmiedet wird, der einem mißfällt, mit einem harten, kalten, eifersüchtigen Mann, dessen Kargheit so weit geht, daß er mir ein Türkenblaues Kleid versagt, woran mein Herz hängt?„ — Ist das möglich? — „Ein solcher Korb„ sezte Ruffine hinzu, „beleidigt nicht sowohl, weil unsre Grille nicht befriedigt wird, sondern vielmehr, weil sie wenig Liebe verräth.„

Es

Es ist dir also doch etwas an der Liebe deines Mannes gelegen? — „Ja, ist denn das nicht recht?„ antwortete die listige Frau, „und soll man nicht dessen Liebe wünschen, von dem man glaubt alles erwarten zu dürfen?„ — Du würdest ihn also würklich lieben, wenn er sich noch besönne, und dir das blaue Kleid zusagte? — „Freylich brauche ich es sehr nothwendig, da ich zu einer Comödie im Nonnen-Kloster eingeladen bin.„ — Und du würdest ihn lieben? wiederholte **Mingos**. „O!„ antwortete sie mit einer allerliebsten Miene, als wenn sie recht unwillig wäre, „so etwas ärgerliches kenne ich gar nicht; kann man denn zwey Personen zugleich lieben? Ach, du bist auch sehr undankbar!„ — Aber das sprach sie mit einer so zärtlichen Stimme, und mit einer so rührenden Thräne im Auge, daß es der arme **Mingos** nicht aushalten konnte; er bat und flehte mit Thränen, daß sie ihren Mann nicht lieben möchte, und versprach, ihr das Türkenblaue Kleid auf den Abend vor dem Feste zu bringen, und weihte ihr zugleich seinen kleinen Geldbeutel, seine ganze werthe Person und sein Herz auf immer und ewig.

Das ging also vortreflich. Zwey Personen fühlten sich glücklich, eine, weil sie betrogen hatte, die andere, weil sie betrogen worden war. Es giebt nur diese beyden Arten von Glückseligkeit in der Welt, und wer sich vorsetzen wollte, niemals zu betrügen, oder sich nie betrügen zu lassen, der würde der redlichste, aber auch der unglücklichste Mensch auf der Erde seyn.

Am Morgen des Festes, als die bewußte Comödie gegeben werden sollte, strich Freund **Mingos** ohne alle Absicht unter dem Fenster seiner falschen Schöne hin und her. Ein ächter Liebhaber kennt keinen behaglichern Aufenthalt, als die Gegend, wo seine Geliebte wohnt; selbst die Mauern sind für ihn Spiegel, in welchen sich ihre Gestalt abmalt, und er ist zufrieden, wenn er die Luft athmen kan, die seine Göttin umgiebt. Die Morgenröthe verkündigte den anbrechenden Tag, als **Mingos**, müde von seinem Nachtwandeln, ein Ruheplätzchen unter dem Auftritt vor dem Hause suchte, der in Spanien ein offener Zufluchtsort für Liebhaber und Hunde zu seyn pflegt; die Morgenröthe, sage ich, verkündigte den anbrechenden Tag, als **Mingos** in seinen zärtlichen Gedanken vertieft, stolz auf das Glück, das Herz seiner Gebieterin wie-

wieder zu besitzen, die ganze Welt vergaß, dem Himmel selbst Trotz bot, und sich mit den süßesten Träumen der Liebe berauschte: noch einmal, die Morgenröthe verkündigte den anbrechenden Tag, als auf einmal der begeisterte Liebhaber aus einem Fenster des Hauses eine seidne Strickleiter herunterlassen sah, auf welcher ein feiner junger Herr herunterkletterte, nachdem er oben auf der Leiter den zärtlichsten Abschied genommen hatte. Er erkannte beyde Stimmen; es war Ruffine, und Don Lilas, einer seiner lieben Schulcameraden.

Man sagt, daß nichts in der Welt so veränderlich sey, als das Schicksal der Liebenden, und das muß wohl wahr seyn; in ihrem Kopf geht es oft zu, wie auf einem Weberstuhl, wo beym Aufzug ein Schiffchen mit schwarzem Faden zurückschnurrt, wenn erst eins mit rosenfarbnem Faden durchgeschossen war; der Himmel der Liebe ist in einer Minute heiter, und trüb und stürmisch in der folgenden; oft giebts da Sonnenschein und Regen zu gleicher Zeit.

„Wie! sind sie's?„ redeten sie sich einander zugleich an. — „Sie haben sich doch im Heruntersteigen keinen Schaden gethan?„ sezte Mingos hinzu. — Nehmen sie sich beym

Hinaufsteigen in Acht, versezte Lilas, und dann schwiegen beyde. — „Da steckt etwas besonders dahinter,„ sprach Mingos. — Wahrhaftig, ich mag es überlegen, wie ich will, so sehe ich nichts, was nicht ganz natürlich wäre. — „Sie spaßen, man sieht wohl, daß sie glücklich sind.„ — Nicht so glücklich, als sie, Mingos, denn mein Glück hört auf, wo das ihrige anfängt. — „Ha, ich bin beleidigt!„ — Und ich betrogen, mein lieber Mingos! — „O, das wollt' ich eben auch sagen; und um was hat man sie betrogen?„ — Um eine Scherpe von Silberschnüren. — „Ich verstehe das,„ sagte Mingos mit einem tiefen Seufzer, „diese Scherpe fehlte wahrscheinlich noch zu einem Türkenblauen Kleid.„ — Du weinst? Pfui, junger Herr, wer wird sich ein Geschenk reuen lassen, das man seiner Schönen gegeben hat! — „Leider!„ antwortete Mingos, „ich glaube, ich brächte ihr noch jezt mein Leben zum Opfer dar.„ — Ha, ich verstehe, sprach Lilas; du bist verliebt! Nun so weine dich satt, mein süßer Amadis; ich aber, ich bin in Frankreich gewesen, und ich schwör' dir zu, das Abentheuer soll mir nur Stoff zum Lachen geben!„ —

Noch

Noch an diesem Morgen versuchte Don Lilas vor dem Spiegel, eine höhnische Miene anzunehmen, gewöhnte sich an einen trotzigen Ton, und borgte sich eine Damensbedienten-Livree. In der Mittagsstunde meldete er sich im Hause des Saravia, und ließ sagen, er hätte mit der Dona Ruffina Saravia zu reden. Der Mann war mit ihr bey Tische, und gab nicht zu, daß sie aufstände; er mußte also herein kommen. — „Was bringt er, junger Mensch?„— Mein Gott, antwortete Lilas, sie haben, theurer Herr, eine so liebenswürdige, keusche und kluge Gemahlin, daß ihnen meine Person zuverläßig nicht den geringsten Argwohn erwecken kann. — Ruffine erkannte ihn, und wurde roth; Saravia kannte ihn nicht, und wurde blaß. — „Wer schickt ihn denn her?„ — O, das weiß Madam hier sehr wohl; man weiß wohl, daß eine Frau immer alles weiß, und Madam hier — man muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen — übertrifft in dieser Wissenschaft, wie in allem andern, alle andre Damen. — „Nun, was ist sein Begehren?„— In der That, Herr Saravia, sie sind entweder sehr dringend, oder nicht sehr galant; sehen sie nicht, daß ich Zeit zu gewinnen suche, um

die Schönheit ihrer vortreflichen Gattin zu bewundern, und sie ins Gesicht zu loben, wie sie's verdient? Es kommt mir in der That lächerlich vor, meine reizende Senora, daß ihr Herr Gemahl ihren Werth gar nicht erkennen will. Ich habe sie nur einen Augenblick gesehen, und weiß doch mehr als er. — „Und wir, wir möchten wissen,„ sprach jezt Ruffine, „was er will?„ — In der That nichts, Madam, als was zu holen. — „Und was?„ Ein Türkenblaues Kleid, nebst einer silbernen Scherpe, welches ihnen Dona Barriga geliehen hat; hier ist ihr Brief; wenn es nicht wahr ist, so werden sie's drinne finden. —

Der Mann wendete sich gegen die Frau, und sagte mit einigem Unwillen: — Was soll denn das bedeuten? wozu borgen sie denn Kleider, und noch dazu von Weibern, die ich gar nicht kenne? — Ruffine antwortete blos dem Don Lilas: „Aber das ist ja gar nicht die Hand der Dona Barriga; wie kann ich denn wissen, ob er von ihr geschickt wird?„ — Nichts ist leichter, Madam, sie dürfen sich nur besinnen, wie sie wissen konnten, wer ich war, als ich ihnen das Kleid und die Scherpe brachte, während ihr Herr Saravia schlief. Ich hoffe nicht,

nicht, Madam, daß sie mich zum Besten haben wollen; sie denken viel zu gut, und ich sage ihnen voraus, ich bin schlimmer, als sie vielleicht glauben. Ich würde ihnen aufs Haar beweisen, wie sie das alles bekommen haben, und dann würden sie nur machen, daß Dona Barriga ihnen nichts mehr liebe.

— Geschwind, sagte der Mann, geben sie ihm das Kleid, und machen sie, daß der grobe Kerl fortkommt. — Ruffine wußte sich kaum mehr zu helfen. — „Mein Freund,„ sprach sie, „komm' er morgen früh wieder, da soll er das Kleid haben, ich will es heute meinem Schneider weisen.„ — Don Lilas war gleich mit der Antwort fertig: — Alles gut, Madam, ihr Begehren ist überaus billig, und ich würde von Herzen gern wieder kommen; aber ich habe den ausdrücklichen Befehl von meiner Herrschaft, das Kleid sogleich mitzubringen. Sie soll diesen Abend zu Gevatter stehen, und da braucht sie diesen Anzug nothwendig. Sie wissen wohl, Dona, was das sagen will, wenn eine Frau etwas braucht und ausdrücklich verlangt. Sie könnte dadurch veranlaßt werden, das gute Werk zu verbitten, und der Herre da, welcher ein guter Christ ist, weiß wohl, was das auf sich hat.

— Mein Schatz, fing der Alte wieder an; es ist da nichts einzuwenden; und, wenn sie nicht aufstehen wollen, so geben sie mir den Schlüssel zu ihrem Kleiderschrank. — Ruffine wurde über und über roth, ihr Blut kochte für Verdruß; sie stand endlich auf und holte Kleid und Scherpe. — „Hier,„ sprach sie, „meine Empfehlung und meinen Dank an Dona Barriga.„ — Sie sind sehr gütig, Madam, antwortete Lilas; aber ich weiß sicher, daß sie ihnen selbst für ihre Höflichkeit danken wird; das ist eine Frau, die niemanden etwas schuldig bleibt; eine Höflichkeit ist die andere werth, das Sprüchwort führt sie immer auf der Zunge, oder wie man zu sagen pflegt: mit dem Maas, da dir die Leute messen, miß du ihnen auch. Sie sehen, Madam, ich bin kein Schwätzer, ich sage blos, was recht ist, und was sich eben schickt; verzeihen sie, Madam, Gelehrten ist gut predigen. —

Ruffine sah ihm mit funkelnden Augen nach, und in ihrer Wuth schmiedete sie tausend Anschläge, den Lilas wegen dieser abscheulichen Niederträchtigkeit zu strafen. Rache! heilige Tugend der Weiber, und der Monarchen, der Götter der Erde, schwinge unsre Heldin zu den

erhab-

erhabnen Thaten, welche ihren Namen verewigen werden!

Es thut uns sehr leid, daß die liebenswürdige Ruffine bey dieser Schilderung vielleicht in einem allzuvortheilhaften Licht erscheint; und die Billigkeit erfordert, daß wir etwas zur Entschuldigung ihrer Untreue anführen. Ihr Mann hatte als Vater an ihr gehandelt, das ist wahr; aber als Gatte? — er ist alt, sie ist jung, sie muß sich Beleidigungen von ihm gefallen lassen, ohne dafür entschädigt zu werden. Wir zweifeln nicht, daß sie das schon in den Augen einer jeden Frau hinlänglich rechtfertigen wird.

Man hat oft Kleider, Juwelen, Geld im Ueberfluß; man hat einen zärtlichen, wohlgebildeten, angesehenen Mann; aber man will einen Flattergeist, einen Gecken, einen Wildfang; und die Ursache? ja die Ursache! wer kann so wunderlich seyn, und nach der Ursache fragen!

Ruffine hatte wohl die ihrigen, als sie, mit Erlaubniß des Herrn Saravia, von ihrem Kammermädchen begleitet, an einem Freytage, welcher zwischen Ostern und Pfingsten am Ufer des Guadalquivirs gefeyert wird, einen Spaziergang in die Vorstadt Triana machte. Es fehlte da unter der Menge von Menschen

nicht an irrenden Rittern, welche die Ausführung ihrer Rache mit Vergnügen übernommen hätten; aber entweder macht bey solchen Gelegenheiten die Schönheit keinen so tiefen Eindruck; oder ihr Schicksal hatte ihr eine wichtigere Eroberung vorbehalten; es wollte sich niemand bey ihr einfinden.

Sie ging also über den Fluß hinüber, und war, ehe sie sich's versah, beym Untergang der Sonne, weit im Felde. Da hörte sie auf einmal eine Flöte, und die Stimme eines Schäfers, der aber nicht zu sehen war.

Es ist möglich, daß sich damals ein wenig Melancholie in ihre Seele eingeschlichen hatte; sie war also um so mehr aufgelegt, einem zärtlichen Gesang zuzuhören, der die Leiden der Liebe schilderte, — — vermuthlich um die Vögel auf den Bäumen damit einzuschläfern.

Ein Hirte, (der aber noch gar eine wichtige Rolle spielen wird,) präludirte verschiedene Melodien, und kam endlich auf folgendes Liedchen, das er nicht ohne Bedeutung sang.

Ich lieb', ich lieb' ein süßes Mädchen,
  So weiß, wie Wachs;
Dort auf der Wiese steht ihr Rädchen,
  Da spinnt sie Flachs.

Vergebens hab' ich oft gelauert
Im nahen Busch,
Sie spinnt, so lang der Rocken dauert,
Und komm' ich; — husch!
Da dreht sich springend
Die Lose rum,
Und höhnt mich, singend:
„Es wär' mir drum,
„Ey, schöner Hirt, es wär' mir drum!„

Oft laß' ich meine Flöte klingen,
So schön ich kann,
„O hör' den treusten Schäfer singen,„
Fang' ich dann an;
„Mein Engelchen komm' in den Garten!
„Im Pappelngang
„Sizt er allein, dich zu erwarten,
„Wohl Stunden lang.„
Da dreht sich springend
Die Lose rum,
Und höhnt mich, singend:
„Es wär' mir drum,
„Ey, schöner Hirt, es wär' mir drum!„

Bald pflück' ich Veilchen, Schlüsselblümchen,
Und Immergrün,
Bald junge Röschen, Mayenblümchen,
Und Rosmarin;
Von allen ich ein Sträußchen binde
Voll Wohlgeruch;
Das steck' ich ihr, wenn ich sie finde,
Ans Busentuch.
Da dreht sich springend
Die Lose rum,

Und

Und höhnt mich, singend:
„Es wär' mir drum,
„Ey, schöner Hirt, es wär' mir drum!„

Dann find' ich sie im Busche liegen,
Dort ists fein kühl,
Seh' Schärze, Schleyer, Halstuch fliegen,
Der Winde Spiel;
So lockte nie die Purpurtraube
Mich zum Genuß —
„O, schlaf, mein Püppchen, schlaf, ich raube
„Nur einen Kuß.„
Da dreht sich springend
Die Lose rum,
Und höhnt mich, singend:
„Es wär' mir drum,
„Ey, schöner Hirt, es wär' mir drum!„

Was mochte sich wohl Ruffine für Einbildungen machen? Wer weiß? Der Himmel begünstigt jede Absicht, die eine Frau hat, und auch die, welche sie nicht hat. Sie unternimmt nie etwas umsonst; ist dabey nichts für sie zu gewinnen, so ist doch auch nichts zu verlieren; kurz, ein gewisser Trieb, welcher ihre Handlungen bestimmt, verleitete auch unsre verirrte Schöne, nach diesem Schäfer zu zu wandern, um ihn zu sehen, zu sprechen, auszufragen. — „Schöner Hirt,„ rief sie, „wolltest du wohl so gut seyn, und ein paar Frauenzimmer von

Stan=

Stande wieder auf den rechten Weg bringen?„— Bey dem Wort von Stande ging dem Schäfer ein Licht auf. Er war ein Mann von Erfahrung, und wußte wohl, daß ein solches Wort nicht umsonst gebraucht würde.

Ohne zu fragen, auf was für einen Weg sie wollten, rief er ihnen zu: Hieher, meine schöne Damen. — „Aber wir sehen ja dort keinen Fußsteig.„ — Ich glaube wohl, daß sie ihn nicht sehen; aber ich sehe ihn desto besser; gehen sie nur meiner Stimme nach. — „Oder du lieber der unsrigen.„ — Da haben sie vollkommen recht. — Er trat hervor, und die beyden Frauenzimmer waren außer sich für Verwunderung. Statt eines jungen zierlichen Schäfers erschien ein großer Mann mit einem großen in die Augen gedrückten, aufgekrempten Hut, schwarzem Federbusch, schwarzer Halsbinde, Pistolen im Gürtel, und an der Seite einen Dolch, und einen großen Säbel, der so breit war, als das Schwerdt des Mohren Muzas; übrigens ein Mann von vierzig Jahren, gerade, stark und kraftvoll, von einem gesunden, aufgeräumten und fröhlichen Aussehen, das einem keine Furcht einjagte. Mit vielem Anstand bot er den Frauenzimmern seine beyden Arme, und sie ließ-

sen

sen sich von ihm bis in das Gebüsch führen, aus welchem er herausgekommen war; da zog Ruffine ihre Börse, und glaubte die Höflichkeit eines Buschkleppers nicht besser belohnen zu können, als wenn sie ihm ihre Baarschaft überreichte.

— Sie irren sich, Madam, ob sie schon recht haben, antwortete er; wir üben mit den Damen einerley Grundsätze aus; die Damen sind eben so kühne und eben so geschickte, aber noch glücklichere Eroberer, als wir; unsre Gesetze erlauben uns gegen sie nichts, als kollegialische Freundschaft. Zwar macht man sich's in der übrigen Welt zur Pflicht, denen, die einerley Handwerk mit uns treiben, allen Schaden zuzufügen; bey uns aber ist es ein unverbrüchliches Recht, einander in Ehren zu halten, und sich ohne allen Brodneid wechselsweise beyzustehen.

— „Wahrhaftig,„ sprach Ruffine, und steckte dabey ihre Börse wieder ein, „ich hatte mich so vieler Güte und Höflichkeit nicht versehen.„ — Leider, Madam, antwortete der ehrliche Mann, leider, ist es ein Erbtheil guter Seelen, daß sie von vielen Vorurtheilen angesteckt sind. Das allergemeinste ist wohl, daß

man

man unsre Lebensart von einer so schlimmen Seite betrachtet; das kommt aber daher, daß man bey dem gemeinen Schlag von bürgerlicher Ehrbarkeit nur sehr eingeschränkte Begriffe hat, und dann alles schlechterdings verdammt, was außer den Gränzen eines so engen Gesichtskreises liegt. Verzeihen sie, Madam, wenn ich sie bitte, mein Glaubensbekenntniß mit anzuhören. Bey einigen Völkern beruhte, nach den im Staat allgemein angenommenen Begriffen, die vorzügliche Decenz auf einem Kopf mit weissen Haaren; bey andern kam es darauf an, ein Vater vieler Kinder zu seyn; und wieder bey andern, geschickt stehlen oder betrügen zu können. Bald bestand sie in größerer Stärke, bald in Tapferkeit, in Geschicklichkeit, in Gelehrsamkeit, in Ansehen. Unsere Buschklepper-Gesellschaften haben bey ihrer Errichtung alle diese Arten von Decenz zum Grund gelegt; das sind lauter Tugenden, die man von unsern Mitgliedern erwartet und erfordert.

— „Ich zweifle gar nicht,„ sprach Ruffine, „daß sie alle diese Tugenden besitzen; aber geben sie nicht zu, daß, wenn jedermann in der Welt dieselben Grundsätze befolgen wollte, daß dann wenig Ehre mehr übrig bleiben würde?

— Sie

— Sie sind ein Frauenzimmer, und folglich bestimmt, mehr durch ihre Reize, als durchs Philosophiren zu gefallen. Freylich, wenn es blos Rosen auf der Welt gäbe, so kennte man keine andern Blumen, als Rosen; oder wenn jedermann wohlhabend wäre, so gäb' es lauter Reiche; oder, wenn jeder das Handwerk eines Buschkleppers triebe, so würde keiner mehr Buschklepper seyn. Wenn kein Unterschied mehr statt findet; so ist alles in seiner Ordnung. Laster oder Irrthum entsteht aus der Verwechselung der Begriffe, die oft sehr nah' an einander gränzen. Der Name eines Räubers beruhet blos auf dem kleinen Abstand zwischen Nehmen und Empfangen. Ich könnte ihnen leicht beweisen, daß wir in Vergleichung mit so vielen andern Räubern, die man aus der Geschichte kennt, sie mochten nun Kronen, Helme oder Kutten getragen, in Gerichtsstuben oder in Kramläden gesessen, die Straßen auf- und abgerannt, in ihren Pallästen der Ruhe gepflogen, oder auf dem Ocean gekreuzt haben, — daß wir, sage ich, in Vergleichung mit diesen, die ehrlichsten Leute von der Welt sind.

Der Erste, welcher ein Eigenthum in Besiz nahm, war ein rechtschaffener Mann; der

Erste, welcher das Eigenthum eines andern dem Seinigen zulegte, war ein Spitzbube; und der Erste, welcher sein Eigenthum wieder zurück fordern, war unstrittig ein rechtschaffener Kerl. Was kann man uns also vorwerfen? Ist es nicht allgemein bekannt, daß wir blos dasjenige, was uns zugehörte, von denen zurück fordern, die es uns abgenommen haben, und die mit einer unersättlichen Habsucht fremdes Gut über fremdes Gut häufen? Sucht nicht jeder ehrliche Mann sich ein gutes Auskommen zu verschaffen? Bringt er nicht seinen Söhnen und Töchtern eben diese Grundsätze bey? Und sich ein gutes Auskommen verschaffen, heißt das wohl etwas anders, als fremdes Gut zusammen scharren? Aber wie kann man das, wenn man nicht den andern um das Seinige bringt, oder auf eine Art stiehlt, bey welcher das weite Gewissen sich durch den Schutz und durch die Erlaubniß der weltlichen Gesetze beruhigt fühlt?

Man betrachte einmal in dieser argen Welt den gewissenhaften Jüngling, welcher sich in seinem Herzen unbefleckte Redlichkeit zum unverbrüchlichen Gesetz macht; er wird als ein unnützes Mitglied von seiner Familie ausgeschlossen, wo man seine lästige Gegenwart fürchtet; er ge-

räth unter eine Rotte von Bösewichtern, welche ihn bekehren und zu einem geschickten Werkzeug ihrer Bosheit abrichten wollen; aber er bleibt standhaft bey seiner strengen überirdischen Tugend; sie sehen sich in ihrer Hofnung betrogen, und nun ist er den Lasterhaften eben so verhaßt, als den rechtlichen Leuten, wie man sie in der guten Gesellschaft nennt. Er taugt weder für andere; noch kann er sich selbst forthelfen; er lebt von allem Nothdürftigen entblößt, im äußersten Elend, zu dem sich oft noch die Schande gesellet, weil er mit den Gliedern der menschlichen Gesellschaft in keiner Verbindung steht, und weil er Grundsätze, die man verehrt, aber nicht ausübt, nicht blos verehren, sondern auch im Angesicht und zur Beschämung der Welt ausüben will; er muß sich endlich vor andern schämen, weil die Rechtschaffenheit nicht immer mit Muth und Entschlossenheit verbunden ist; und in den Augen der Welt der ärgste Schurke in Ansehung der Ehre den Rang über ihn hat.

Unter uns hebt die Tugend muthig ihr Haupt empor, entlarvt das würkliche Laster, und wirft es zu Boden. Und den will ich für einen großen Gelehrten halten, der mir eine vollständigere und

passendere Erklärung machen kann, was man in der Welt Ehre nenne?

Eine Flöte, die sich eben hören ließ, unterbrach die Rede des Straßenräubers. Er ergriff sogleich die seinige, brachte einige helle Töne hervor, und sang darauf mit lauter Stimme folgende Strophe:

Zur Mitternacht beginnet mein Gesang,
Du, Liebchen, Liebchen, liegst in tiefem Schlummer;
Zur Mitternacht weckt dich mein Flötenklang,
Drum schlafe sanft und ohne Kummer.

Kaum hatte er das lezte Wort ausgesprochen, so fing jene Flöte wieder an, und darauf wurden folgende Verse gesungen, die für das Ohr des Buschkleppers ein Donnerschlag zu seyn schienen:

Ein Nebenbuhler wird zur Mitternacht
Ihr zum Geleit' auf diesen Hügeln wandern;
Drum laß die Buhlerin, die deiner lacht,
Und tröste dich mit einer andern!

Die Frauenzimmer wollten sich eben erkundigen, was dieses Singen bedeutete, als er eine Melodie im rührendsten Ton anstimmte, und dann diese Worte sang:

Hört ihr die Flöte dort auf jenem Hügel?
Tief seufzend sehnt mein Schäfer sich nach mir;

Zu ihm trägt mich nun erst der Liebe Flügel,
Und dann zu euch zurück auf diese Fluren hier.

Indessen geht und kost mit euren Schönen:
Denn ihm entgegen wallt mein junges Herz!
Hört ihr, wie er mit bangen Trauertönen
Sein Trautchen zu sich lockt, und wie er
ächzt vor Schmerz!

Ruffine drang in ihn, daß er ihr das Geheimniß entdecken möchte, welches sie unter diesen Gesängen verborgen glaubte. Allein der Buschklepper antwortete: ein kluger Mann darf sich nach meiner Meynung mit Damen wohl auf Heimlichkeiten einlassen, aber durchaus ihnen keine entdecken. Doch kann ich ihnen so viel sagen, daß diese Worte ganz etwas anders bedeuten, als was sie zu sagen scheinen. Wir bedienen uns der gemeinen Sprache, welche wir nicht nach dem gemeinen Sinn verstehen, und befinden uns dabey besser, als wenn wir eine geheimere eingeführt hätten. Ich habe die Ehre, Hauptmann einer Compagnie von funfzig Gewaltigen zu seyn, bey der ich sonst unter dem Commando eines mir weit überlegenen Freundes als Lieutenant stand; das ist alles, was ich ihnen jezt offenbaren kann. — „Sagen sie mir doch, Capitaine, wenn sie mir zutrauen könnten, daß ich ihre Person, ihre Verdienste, ihren

ren Stand gebührend zu schätzen wüßte, hätten sie wohl die Gefälligkeit, mir den Namen ihres Freundes mitzutheilen?„ — Das kann ich wohl, Madam; denn er ist jezt vor den Nachstellungen aller Memmen und Neider sicher; er hieß der Capitaine Trapaza — „So so, Capitaine Caraille!„ rief ihm Ruffine zu, „wir müssen uns kennen; und wenn sie die Freundschaft der Tochter nicht verschmähen wollen, da sie der Busenfreund des Vaters waren„ — — Viel Ehre, Madam, ich sehe, daß Fortuna die Natur ihres Geschlechts nicht verläugnen kann; wenn sie einem ehrlichen Mann auf der einen Seite eine Ohrfeige giebt, so streichelt sie ihm auf der andern die Backen. Sie entzieht mir die Gelegenheit, verschiedene Ladungen Goldklumpen aufzuheben, welche diese Nacht als Contrebande eingeführt werden sollten; und schenkt mir dagegen einen unermeßlichen Schatz in ihrer Freundschaft. Sie haben gehört, wie ich Ordre gegeben habe, daß man mich auf diesem Felde erwarten soll; jezt aber gehe ich mit ihnen in die Stadt.

Aus einer kupfernen Capsel, die an seinem Gürtel hing, zog er einen weiten Mantel hervor, und aus seinem hohlen Stock einen Degen,

so lang, als das Schwerd des berüchtigten Cid; *) er befestigte das Gefäß seines Säbels daran, und verbarg diesen in den Stock; darauf strich er seinen hängenden Knebelbart zurück, und ging als ein galanter Herr zwischen den beyden Damen.

Ruffine stellte ihn ihrem Mann als einen geliebten Onkel vor, nach welchem ihre Mutter sich lange gesehnt hätte, und der nun aus Indien zurück käme, um seine arme selige Schwester zu besuchen. Noch diesen Abend wurde beschlossen, daß das Haus des Saravia dem Herrn Onkel jederzeit offen stehen sollte, so oft ihn seine Geschäfte nöthigen würden, sich in Sevilla aufzuhalten. Ob der Capitaine sich bey dem alten Mann beliebt zu machen, dabey seine Kasten zu plündern, und sich in einen so großen Credit zu setzen wußte, daß dieser sich einbildete, es hinge seine Ehre und sein Glück von ihm ab? mögen unsre Leser selbst rathen.

Wir sagen ihnen nur, daß Dona Ruffine aus Liebe zu dem schmuckern Capitaine, von Sinnen

*) Der Held des elften Jahrhunderts, Geliebter der Urraca, der Tochter Königs Ferdinand des ersten, und der Chimene, der Tochter des Grafen von Gormaz.

Sinnen kommen wollte, nicht sowohl, weil er vierzig Jahr alt war, sondern weil er vierzigerley Verdienste besaß, die alle von den Frauenzimmern gar hoch geschäzt werden. Er sprach zwar von ihnen, wie das spanische Sprüchwort sagt, nicht besser wie Mahomet vom Speck; aber er hatte dabey so was witziges, so was einnehmendes! und sein gefälliges Betragen stimmte so wenig mit seinen Reden überein! er wußte ihnen so artig zu verstehen zu geben, daß es einem mit ihnen gehe, wie dem Spieler mit dem Spiel, der desto unzertrennlicher daran hängt, je ärger er darauf flucht: ja er würde ihnen allen haben weiß machen können, daß eine Frau ein schwaches, unvollkommenes Werkzeug sey, welches man zu schonen pflege, wenn es einem gleichgültig wird, aber tadeln müsse, wenn man es lieb habe; denn je mehr sie wüßte, daß sie geliebt würde, desto weniger wäre ihr an den Verdiensten gelegen, denen sie diese Liebe zu verdanken hätte, und bey einem geliebten Kinde berede man jede Kleinigkeit, dahingegen man an einem fremden alles vortreflich zu finden pflege, etcaetera etcaetera!!

Es ist würklich in der Erfahrung gegründet, daß man sich nur den Haß von zwey oder drey

Thörinnen zuzieht, wenn man die liebenswürdigen Fehler des ganzen Geschlechts aufdeckt. Die Vernünftigern sehen wohl ein, daß man nicht so ganz unrecht hat, und verzeihen einem lieber, als daß sie durch Fortsetzung dieses Zwists die Ursache noch bekannter werden lassen. Man hält einen solchen Mann für schlauer, als andere, und weiß doch, daß man ihn noch immer weit übersieht.

Capitaine Garaille besaß, außer seinen kriegerischen Talenten und außer seinem unternehmenden Geist, eine tiefe Kenntniß aller verborgenen Wahrheiten, aller Geheimnisse der Cabbala, und jener unbegreiflichen Wissenschaft der Adepten unter den Weisen. Er konnte die geheimsten Falten des Herzens ausforschen, und wußte jede Gemüthsart zu seinem Vortheil zu behandeln. In Ansehung der Frauenzimmer (ohne deren Beyfall der größte Gelehrte in dieser Welt ein Stümper bleiben würde,) hatte Garaille ein eigenes untrügliches System, sich beliebt zu machen.

Wir stehen alle von Natur unter der Herrschaft des schönen Geschlechts; wir müssen die Frauenzimmer ehren, wie den Arzt in der Schrift, damit man sie habe, wenn man ihrer nöthig

hat;

hat; sie sind regierende Königinnen, welche sich unaufhörlich damit beschäftigen, Gunstbezeigungen nach ihrem Eigensinn auszuspenden. Will nun einer ihrer Günstlinge sich darüber beschweren, wenn ihm ein anderer vorgezogen wird, will der Sclave ihres Vergnügens sich zum Herrn über ihren Geschmack aufwerfen, so sind sie offenbar berechtigt, dieses für eine Beleidigung zu halten, und niemand darf sich alsdenn die härteste Bestrafung solcher Eingriffe in ihre Rechte befremden lassen. Hierauf gründete sich das System unsers Capitain's; er suchte allen Wünschen eines Frauenzimmers zuvor zu kommen, und bequemte sich zu allem, was sie für gut befand; er war ihr in keinem Stück beschwerlich, nie eifersüchtig, als wenn es ihre Laune mit sich brachte, und spürte niemals ihrem heimlichen Verständnissen nach. Es kam ihn ganz natürlich vor, daß eine Frau mitten in dem großen Garten dieser Erde hier und da eine liebliche Blume pflücken, und dennoch den Strauß höher schätzen könnte, mit dem sie ihren Busen geschmückt hat. Präge dir, armer Sterblicher, die Grundsätze dieses Systems der Duldung ein, so wirst du unter dem Schutz der Schönheit ein ruhiges und zufriedenes Leben führen!

Garaille that noch mehr; er war nicht blos Liebhaber, sondern auch Freund und Beschützer, wie es die Sitten der spanischen Nation nothwendig machten; er wußte das Herz einer Schönen an sich zu ziehen, und dieses Herz bald nach seinem bald nach ihrem Gefallen auf lauter Blumenwegen zu leiten, auch wohl ein wenig verirren zu lassen, weil er es für ein verwöhntes Kind hielt, das sich bald wieder nach der Mutter zurück sehnt; er war der Vertraute von allem, was zum Nachtheil seines zärtlichen Verhältnisses vorging, ja oft war er dazu noch beförderlich; und begnügte sich an der Ehre, dies weibliche Herz zu gängeln, ohne sich übrigens in seinem philosophischen Gleichgewicht stöhren zu lassen. Dies ist das Bild des Mannes, welcher, gleich einem abentheuerlichen Riesen, sich zum Beschützer der schönen Ruffine aufwarf, über die Don Lilas noch lachte, und um welche der zärtliche Robert Mingos nicht aufhörte zu weinen.

Thränen der Liebhaber steigen auf zum Himmel, ohne auf der Erde eine Spur zurück zu lassen, aber spöttisches Lachen richtet oft viel Unheil an. Don Lilas erhielt an einem Abend ganz unvermuthet ein paar zärtliche Worte von unsrer Ruffine; und troz allem Lachen flog

der Spötter, durch die Macht der Schönheit hingerissen, noch an demselbigen Abend wieder dem Glück entgegen, das er vorher verschmähet hatte.

Als er unter dem bezauberten Fenster ankam, wurde er den Riesen unsrer Schönen gewahr, welcher auf ihn lauerte, und ihn folgendergestalt begrüßte: — Herr Lilas, kennen sie wohl das Sprüchwort: mit dem Maas, womit du den Leuten missest, soll dir wieder gemessen werden? — „Wer sind sie?„ fragte Don Lilas. — Still, still, — sprach Garaille. (Der Herr Saravia hatte nemlich den Kopf zum Fenster herausgesteckt, da es aber dunkel war, so sah man nichts von ihm, und weder Garaille noch Lilas kehrten sich also weiter daran) — „Nun, wer sind sie?„ fuhr Lilas fort. — Ich bin ein Diener der Gerechtigkeit, mein spashafter junger Herr, und komme hieher, um sie wegen eines Kleids und einer Scherpe zur Rede zu stellen, welche sie der Dona Ruffina Saravia entwedet haben. — „Dona Ruffine„ antwortete Lilas sehr hitzig, „ist eine Treulose, eine Undankbare, ein Ungeheuer von Eigensinn, Habsucht und Falschheit. Sie hat mich und meinen Freund betrogen; ich

sehe

sehe wohl, sie sind der neue Liebhaber, welchen sie in ihres Mannes Haus zu bringen gewußt hat; ich verstehe, was sie wollen, es bedarf keiner Worte weiter, hier, mein Herr„ — und damit zog er seinen Degen. — Sie sind, wie ich sehe, antwortete der Capitaine, ein Naseweis, der sich vielleicht einbildet, er stelle den großen Roland in der Welt vor, und könne sie nach seinem Gefallen mustern; aber man muß ihnen ein wenig Lebensart beybringen, mein liebes Kind. — Und das that er, indem er ihn durch einen einzigen Stoß mit seiner Damascener Klinge in die andre Welt in die Schule schickte. Der Sieger schleppte den entseelten Körper an das Thor des ersten Klosters, und kam mit der wichtigen Miene eines Helden zurück, welcher seine Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe eben durch eine schöne That bewiesen hat.

Bey seiner Zurückkunft fand er das Haus des Saravia in einem allgemeinen Aufruhr. Alles rennte durch einander, schrie und weinte, und Ruffine badete sich in Thränen, wie eine Magdalene; in einem ungemein rührenden und verführerischen Aufzug, kam sie barfuß, von einem leichten Nachtgewande nachlässig umflogen, mit fliegenden Haaren ihrem theuern Oncle

entge-

entgegen, hing sich an seinen Hals, und sagte ihm mit lautem Schluchzen, sagte ihm, indem sie ihre schönen Haare ausriß, kurz, sagte ihm, er möchte das Gesinde fragen, worüber sie so untröstlich sey, denn sie vermöge es nicht über die Zunge zu bringen. Nie hatte man den Ausdruck einer schmerzlicheren Betrübniß gesehen; denn die Kunst eines guten Schauspielers übertrift oft selbst die Natur in der Vorstellung einer Leidenschaft, die er nicht fühlt.

Wir haben den alten Neveu am Fenster verlassen, ohne zu erfahren, was aus ihm geworden ist. Bey einem Liebhaber muß man oft weit ausholen, bis er merkt, woran er ist; ein Mann hat an einem einzigen Wort genug, das er aufschnappt. Eine solche Beschimpfung konnte nur ein großer Geist verschmerzen. Und der Geist unsers theuern Mannes war so klein, daß er bey diesem Unfall ganz von ihm wich, ihn ganz verließ. Er tobte im Stillen wider eine so schreckliche Bosheit, und dachte auf eine Rache, die ihres gleichen nicht haben sollte. Erst wollte er die Schlange, die er in seinem Busen erwärmt hätte, ermorden, aber er fürchtete sich vor den Folgen einer Strafe, die ohnehin sehr gemein war; dann wollte er sie in ein Kloster

stecken; dann fiel ihm ein, die Undankbare sitzen zu lassen, und in eine andere Stadt zu fliehen. Aber er dachte doch, es möchte einer untreuen Frau nicht viel daran liegen, wenn der beleidigte Mann ihr durch seine Flucht den Sieg freywillig zugestehen wollte, nach dem sie gerungen hätte. Was that er also? Diese Unruhe in seinen Gedanken zog eine gleiche Verwirrung in seinen Empfindungen nach sich; schrecklich und gewaltsam bestürmten sie sein Herz, und — er starb plötzlich. Ach, warum wählen nicht alle beleidigte Männer diese neue Art von Rache!

Der Capitaine Garaille, welcher bey dem größten Unglück immer standhaft und kaltblütig blieb, sagte **Ruffinen** ins Ohr: Recht so, sie verstehen sich vortreflich aufs Weinen.— „Wie?„ antwortete sie, „glauben sie etwa nicht, daß es mein ganzer Ernst ist? Ach, der Unglückliche ist gestorben, ohne nur einmal von mir Abschied zu nehmen.„ — Ey der Teufel, daran dachte ich nicht, sprach der Capitaine, wir wollen unter seinen Papieren nachsuchen, oder zu seinem Notarius schicken. — „Nichts,„ antwortete **Ruffine**, „nichts, als ein geringer Witwengehalt„ — Und kein Pfand der Liebe, unterbrach sie der Capitaine, welches man auf Rechnung

des

des Ehestands schreiben könnte? — „Nichts,„ erwiederte sie lachend, „nein, nichts kann mich über meinen Verlust trösten.„ — Und als der Capitaine merkte, daß jedermann ihre exemplarische Betrübniß sehr erbaulich fand, rief er laut aus: Nun, das ist zuverlässig wahr, daß nicht leicht eine Frau den Tod ihres Mannes so herzlich beweint hat, als meine Niece.

Manche Weiber sehen, wie unsere Ruffine, alle Haabe, nach welcher ihnen lüstet, schon als die ihrige an; und die Erinnerung an ein verlohrnes Gut ist der Gewinnsucht eben so schmerzlich, als der Liebe. Aber der Capitaine, dem es nicht behagte, daß Ruffine den unschicklichen Tod des alten Saravia sich so zu Herzen nahm, tröstete sie mit folgenden weisen Lehren: Wissen sie, sprach er, was man thut, wenn man trauert? man verlängert seinen Kummer, man vermehrt seinen Verlust durch die Erinnerung des Vergangenen, und verscherzt indessen die Entschädigung durch das Gegenwärtige. Lassen sie uns ein Mittel ergreifen, welches jeder Spieler kennt, wenn er verliert, nemlich wieder zu gewinnen. Wir können ein sehr einträgliches Gewerbe treiben, wenn wir mit unserm guten Verstand handeln; je mehr man

davon

davon verkauft, desto mehr bleibt uns übrig. Hier ist mein Grundsatz:

Der Verstand konnte sich von Anbeginn der Welt nicht mit dem Glück vertragen. Eins verachtete das andere, und sie trennten sich daher auf immer. Der Verstand reiste in der Welt herum, überall fand er nichts als Freunde des Glücks, und nirgends wurde er wohl aufgenommen. Endlich dachte er bey sich selbst: bin ich nicht einfältig; es giebt da so viele Thoren, die im besten Wohlstand leben; ich will's auch. Aber wie soll ich's anfangen? Ich muß ein Kaufmann werden. Aber, womit soll ich handeln, da ich nichts habe? Ey, beym Henker! mit Verstand, denn das ist mein Capital. Und siehe, da erschien ein Verstands-Kram! Aber was geschah? Kein Thor wollte etwas kaufen; der eine glaubte, er hätte schon genug, der andere meynte, es hölfe doch zu nichts. Er schloß also seinen Laden, und ging von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß hausiren; aber niemand brauchte von seiner Waare. Da dachte er wieder bey sich selbst: bin ich nicht dumm; weil diese Leute wohl wissen, daß man keinen Verstand braucht, um gut fortzukommen, so werden sie sich wohl hüten, von meiner Waare zu kaufen, mit welcher

man

man nicht gut fortkommt; man muß das Ding verkehrt angreifen. Da stellte er sich närrisch, und bot nichts als Thorheiten feil; und gleich kaufte jedermann.

Also, meine Liebe, man muß suchen der schwachen Seite des Menschen beyzukommen, und bey dem listigsten und heftigsten Angriff seine Macht so viel möglich verstecken. Verstehen sie mich? Man muß sich seinen Verstand bezahlen lassen, ohne daß der andere weiß, daß er den Verstand bezahlt. Begreifen sie das noch nicht, so ist an ihnen Hopfen und Malz verlohren.

„Ich verstehe sie vollkommen,„ antwortete Ruffine; „man darf nicht zu den Leuten sagen: gebt mir Geld, sondern man muß zu ihnen sagen: ihr sollt durch mich Geld gewinnen, ihr sollt in Credit kommen, ihr sollt das Geheimniß lernen, wie man ohne alle Mühe reich werden, gesund bleiben und vergnügt leben kann, und das alles gratis!„ — Gut, sprach Saraille, nur muß mans ihnen nicht eben geradezu sagen. — „Freylich,„ erwiederte Ruffine, „das ist ganz natürlich. Die Menschen sind, wie die Frauenzimmer; was man uns anbietet, daß mögen wir nicht, hingegen schmachten wir nach

einer Sache, die man uns nur errathen läßt; oder wie die Kinder, welche unbedeutendes Puppenwerk lieber kaufen, als die nothwendigsten Bedürfnisse." — Vortreflich; sprach der Capitain, gute Schüler machen ihren Lehrmeistern Ehre. Ich bin überzeugt, wenn wir das niederschrieben, und es käm' unter die Leute, mancher Thor würde sich einbilden, er verständ' es.

Es liegt, fuhr der Capitain fort, eine halbe Stunde von hier ein Schloß, welches nur ein alter Knabe, Namens Marquina bewohnt, ein Mensch, der von seiner Frau betrogen worden ist, und daher einen Abscheu gegen das ganze weibliche Geschlecht hat. Es rührt ihn weder Ehre noch Gewinn; und doch ist er geizig und hat sein Gold so lieb, als seinen Augapfel. Ich und meine Spießgesellen halten ihn für unüberwindlich; wir haben unsre ganze Kunst erschöpft, um den Ort auszukundschaften, wo er seine Schätze verborgen hält; aber diese Entdeckung hat uns nichts geholfen. Ein eiserner Kasten steckt in einer eisernen Mauer, und fünf bis sechs Schlüssel verschließen den Eingang, von denen keiner ohne den andern zu brauchen ist, und die, wer weiß wo, verborgen liegen. Ich dächte, meine schöne Freundin, sie könnten

ten mit einem solchen Meisterstück zum Anfang Ehre einlegen. Aber, da ich selbst keinen Plan auszudenken weiß, so muß ich die ganze Unternehmung ihrer Geschicklichkeit überlassen. — „Gut!„ sprach Ruffine; „nichts ist einer Frau leichter, als einen Mann zu fangen, der schon in den Schlingen einer andern gewesen ist. Wir wollen uns gleich auf den Weg machen.„—

Tags darauf wehte eine liebliche, reine Morgenluft, und Marquina kam herunter in seinen Garten. Er war gewohnt, nur eine alte Gärtnerin mit ihrem Mann daselbst anzutreffen. Wie staunte er also, als er ein junges, artiges Geschöpf, in einem leichten Gewand, gewahr wurde, das mit einer Gießkanne zwischen den Blumenbeeten umher lief. Ihr reinlicher Anzug, das knappe Corset, der gerade und feine Wuchs, ihr lebhaftes und anmuthiges Wesen, alles, fiel ihm auf einmal in die Augen. Er rief seinem Gärtner Pablo zu: Was ist das für ein Mädchen? — „Gnädiger Herr,„ antwortete dieser; „es ist eine arme, ehrliche Waise, die ihren Mann verlohren hat. Sie kam gestern von ohngefähr zu uns, und da bin ich mit meiner Frau eins worden, daß sie uns mit des gnädigen Herrn Erlaubniß im Garten soll arbeiten

helfen.„ — Wo kommt sie her? — „Von Sevilla, gnädiger Herr; ihr Mann war Agent, und hat ihr nichts hinterlassen, als ihr hübsches Gesichtchen; das ging uns durchs Herz, als wir sahen, daß ein so artiges Weibchen bey alle dem so fromm seyn wollte.„ — Hat sie dir das gesagt? — „Nein, gnädiger Herr, aber man siehts wohl an ihrem Thun.„ — Das wäre doch sonderbar, sprach er, eine fromme Frau! —

Den andern Tag beobachtete er diese tugendhafte fromme Frau länger als eine Stunde, als wenn er sich nicht genug darüber wundern könnte. Endlich ging er zur Gärtnerin. — Menga, sprach er, dein Mann ist mit dem jungen Weibchen sehr wohl zufrieden. — „O, das verzeih' ich ihm; es ist ein Engel.„ — Hast du nichts bemerkt? — „Alles, gnädiger Herr; ihren Fleiß, sie nimmt mir die Arbeit von der Hand weg; ihr gutes Herz, sie hatte noch ein paar Pfennige, da giebt sie sie dem Bruder in der Einsiedeley für die Seele ihres Mannes; ihren Verstand, wahrhaftig, gnädiger Herr, wenn sie spricht bey Tisch, so wagen wir's nicht zu essen, oder zu trinken, oder nur Athem zu schöpfen; das klingt wie ein Buch. Und den Morgen, als ich sie weckte, ih, da hatte sie die

beyden Hände in ihrem Rosenkranz. Tausend, wie schön sie war! es ist wohl recht Schade um sie, daß sie der garstige Mann betrogen hat. Aber sagen sie ja nicht, daß sie's von mir wissen, gnädiger Herr. Sie hat mir ihre ganze Geschichte erzählt; die Thränen liefen ihr dabey über beyde Backen herunter; sie wissen wohl, wir Weiber halten nichts vor einander geheim, wenn gleich die Männer nicht alles wissen dürfen. „— Bring sie morgen früh zu mir. — „Ja, wenn sie's wagt, gnädiger Herr, denn sie wird roth, wie Scharlach, wenn nur mein Mann mit ihr spricht.„— Das ist doch sonderbar! sprach der alte gnädige Herr. Uebrigens sollte ich nicht denken, daß es Ketzerey wäre, wenn man glauben wollte, die Natur habe seit fünftausend Jahren und drüber einmal ein sittsames Weib hervorgebracht. —

Den andern Morgen wagte es die junge Witwe nicht, zu ihm hinauf zu gehen; er entschloß sich also, zu ihr herunter zu kommen. Erst betrachtete er lange ihre niedlichen Füßchen, ihren schlanken Wuchs und das schöne, in lange Zöpfe geflochtene Haar. Dann fing er an: Liebenswürdige Gärtnerin, wie ist ihr Name? — „Theodore, gnädiger Herr.„— Freylich gehört

hört nicht viel Kunst dazu, zu sagen, daß man Theodore heißt. Aber in dem schüchternen und feinen Ton der Stimme, in dem allerliebsten Knicks, und besonders in den beyden schönen Augen, die sich dazu öfneten, als ob sich der Himmel aufthäte, war ein Zauber, der, wie ein Pfeil, gerade in das Herz des alten Burggrafen traf. Er wollte noch mehr fragen; aber die Zunge versagte ihm ihren Dienst, und er brachte nichts als einen Seufzer hervor. Nachdem er eine Viertelstunde geträumt hatte, sprach er endlich: Man sagt, sie sind so vernünftig, tugendhaft? — Madam wurde roth und schlug, statt der Antwort, die Augen nieder. — Es ist sonderbar, sagte der Alte im Fortgehen. Das wäre doch der Teufel, wenn es eine gute Frau gäb, und der böse Feind muß sie mir gerade über den Hals schicken, daß ich wieder in die alte Schlinge gerathe.

Den folgenden Morgen hatte er schon mehr Muth, und sagte zur schönen Gärtnerin: Ich habe nicht schlafen können. — „Das thut mir sehr leid, gnädiger Herr.„ — Ich habe nur an sie gedacht. — „Ich bin ihnen sehr verbunden, gnädiger Herr.„ — Ich wünschte, sie nicht da arbeiten zu sehen. — „Es muß wohl

seyn, gnädiger Herr. „— Wie hieß ihr Mann? — „Lorenz von Saravia, gnädiger Herr. „— Ich hab' ihn gekannt; ich wundere mich eben nicht, daß ihn die Frauenzimmer um alles gebracht haben. — „Wer hat ihnen das gesagt, gnädiger Herr? „— Nun, nun, es war ihr Mann, sie wollen ihn nicht beschimpfen, das ist löblich. Aber wie ich ihnen sage; ich habe da oben Wäsche und andere Sachen liegen, mit denen sie sich beschäftigen könnten. — „O, gnädiger Herr, ich kann meine gute Mutter Menga nicht verlassen; ich werde doch wenigstens des Nachts allezeit bey ihr schlafen dürfen? „— Ja, nun ja; am Ende kommt mirs darauf nicht an.

Ruffine pflückte eine Rose und überreichte sie dem gnädigen Herrn mit einem schalkhaften Lächeln; dieser nahm sie, und steckte sie in Gedanken ins Knopfloch; nahm sie hernach wieder, und küßte sie in Gedanken. — Sehen sie mich einmal an, sprach er hernach zu ihr. — Ruffine ließ einen überaus sittsamen Blick auf ihn schießen; dann senkten sich ihre schönen Augenlieder geschwind wieder; und er betrachtete indessen das hübsche Gesicht, welches anfing roth zu werden, und immer röther wurde. — Sie ha-

haben mir, sprach er, eine Rose gegeben; ich habe sie angenommen; dafür müssen sie auch dieses da annehmen, sie können damit machen, was sie wollen. — Ruffine weigerte sich, die Börse anzunehmen, welche er ihr mit der aufrichtigsten Miene darbot. — „O, gnädiger Herr, verzeihen sie; ich habe sie noch nicht verdient.„ — Der gnädige Herr warf sie aber in das Körbchen der Gärtner-Nymphe, und ging davon. — Das ist doch, sprach er, gar zu sonderbar; ich ärgere mich recht, daß ich da eine vernünftige Frau gefunden habe.

Sobald er fort war, griff Ruffine in ihren Korb. — „Es ist so gut als richtig,„ dachte sie; „wenn ein Geizhals einem seine Börse zuwirft, so ist das Herz schon dabey.„ Von Tag zu Tag wußte sie das arme alte Herz immer mehr zu bestricken; bald stellte sie sich spröde und schüchtern, bald erlaubte sie einige Freyheiten, bald zeigte sie eine neue liebenswürdige Vollkommenheit; sie wußte ihre Scherze mit Witz zu würzen, und bewies in der Anordnung des Hauswesens einen bewundernswürdigen Verstand; sie war immer gutwillig, arbeitsam, treu, wirthschaftlich, und dabey wohlthätig, oft mehr als es der gnädige Herr gern sahe; kurz, ehe ein

Monat verging, wollte er vor Verzweiflung vergehen, daß er eine würklich gute Frau gefunden hatte.

Einst erschien von ohngefähr ein Bettler unter dem Fenster, aus welchem **Ruffine** und **Marquina** schauten, um der Abendluft zu genießen; steckte zwar sein Almosen ein, wollte aber den Herrn vom Schlosse selbst sprechen. **Marquina** wußte wohl, wie selig die sind, die sich der Armen annehmen, und eilte hinunter.

Was willst du? — „Ihnen die Nachricht bringen, daß sie diese Nacht bestohlen werden sollen. Ich habe sie alle gesehn; sie sind im nächsten Walde. Ach, gnädiger Herr, mehr als funfzig, in völliger Rüstung, lauter Kerls wie die Riesen, schwarz und fürchterlich wie der Satan; es ist die Bande des Capitain's **Garaille**, welcher selbst ein eingefleischter Teufel seyn soll; doch außerdem eine ehrliche Haut, denn er hat mir vom besten Alanisischen Wein zu trinken gegeben; und sehen sie, ich bin noch einer von den alten Gothen; so elend ich bin, so hab' ich doch ein Löwenherz, wenn ich nur einen Tropfen Wein trinke. Da hab' ich mit angehört, wie sie von ihnen sprachen, und wie sie einen großen Mauerbrecher beyschaffen wollten, weil

der eiserne Kasten eingemauert wäre. O, ich hatte eine Angst, daß ich's gar nicht sagen kann; und ich fürchtete immer, ich würde nicht bald genug herkommen; aber, Gott sey Dank, ich hab's mit meiner Krücke da doch noch gezwungen, daß ich sie habe warnen können. Nun der Himmel gebe ihnen die besten Gedanken ein, mein guter Herr, und erhalte sie den Armen!„ — Aber, sage mir, guter Freund, wer gab denn dir diesen guten Gedanken ein? ich habe dich ja nie gesehen, und dir nie Almosen gegeben? — Das ist wahr, gnädiger Herr, ich spreche nur seit kurzer Zeit hier an, seitdem die junge Dame bey ihnen wohnt. Was das für eine gute, fromme Seele ist! Sie läßt mich keinmal leer weggehen, wenn ich des Morgens da vorbeykomme; noch heute hab' ich von ihrer milden Hand einen guten Schluck Wein bekommen. Wenn sie mir bisher nichts gegeben haben, gnädiger Herr, so empfehle ich mich ihrem gutherzigen Beystand fürs künftige, Pater noster, Ave Maria„ — Während der Capitain Garaille (denn das war der verkappte Bettler,) diese Worte hermurmelte, hinkte er wieder auf seiner Krücke zu seinen Freybeutern zurück.

Blaß und zitternd kam der Burggraf hinauf, und das Blut stockte in seinen Adern. — Ach, meine schöne **Theodore**, schrie er, rathen sie mir, wir sind verlohren. — „Ach Gott! was giebts denn?„— Diebe brechen diese Nacht bey mir ein; was ist da zu thun? — „Um Gottes willen schicken sie doch eilig nach Sevilla, und lassen sie Wache von der heiligen Hermandad kommen.„ — Ja, was kann die ausrichten, sprach **Marquina**; es sind funfzig Höllenbrändte, die es mit einem ganzen Regiment aufnehmen; und muß ich die heilige Hermandad nicht bezahlen? plündert sie mir nicht auch meinen Keller, meinen Boden, und meine Speisekammer aus? — „Aber, gnädiger Herr, sie müssen sich doch wenigstens in Sicherheit setzen; was zu stehlen ist, schaffen sie weg, und haben sie Geld, so graben sie's irgendwo ein. Mein Gott, gnädiger Herr, klopft nicht jemand?„— Die Haare standen ihm zu Berge, wie Borsten, und **Ruffine** zitterte am ganzen Leibe.

Sie faßte sich doch zuerst, und sah zum Fenster hinaus. — „Es ist nichts,„ sprach sie; „**Pablo** geht herein. Aber, gnädiger Herr, wenn sie kein Geld liegen haben, so brauchen wir uns ja nicht zu fürchten; diese Buschklepper

kům-

kümmern sich sonst um nichts.„ — Ich muß gestehen, antwortete Marquina, ich habe an Gold und Silber eine Summe von ohngefähr zehntausend Thalern beysammen. — „Gut,„ sagte Ruffine mit vieler Entschlossenheit, „man muß sie auf die Seite schaffen, und einem guten Freund aufzuheben geben.„— Ja, wie kann man sie jezt fortbringen, ohne daß es jemand gewahr würde, und darf man sich wohl in Geldsachen auf einen Freund verlassen? — „Auch will ich ihnen nicht rathen, gnädiger Herr, daß sie sie in der Hütte ihres Gärtners verwahren sollen; denn in Geldsachen darf man selbst dem treusten Diener nicht trauen.„ — Geschwind, eine Grube im äußersten Winkel des Gartens gegraben! — sprach Marquina mit einer Beängstigung, daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Das liebe Geld ruhte würklich in einem eingemauerten eisernen Kasten, der mit ungeheuern Eisenstangen verwahrt war. Dieser wurde mit so sonderbaren Schlüsseln geöffnet, daß ohne den Beystand einer schönen Frau funfzig bewafnete Räuber keinen einzigen Thaler aus seiner Gefangenschaft erlöset haben würden. Der ganze Vorrath wurde nun nach und nach mit unsäglicher

Mühe in die Grube geschleppt, und dann fühlten beyde, wiewohl in verschiedener Rücksicht, ihr Herz um vieles erleichtert. Der theure Schatz wurde mit Erde, die Erde mit Rasen und Blumen bedeckt, und Marquina benetzte das Grab mit seinen Thränen. Aber der kostbare Leichnam sollte nicht in dieser Gruft verwesen; eine Stunde vor Tages Anbruch, als der alte Burgvogt vom Schlaf überfallen worden war, kamen Geister, und trugen ihn hinweg. Ruffine erschien auf das gegebene Zeichen, und folgte dem durch ihre Zauberey befreyten Mammon nach.

Wie wird Marquina nun seinen Verlust über dem geliebten Grabe weinen, und Himmel und Hölle bewegen, welche schrecklichen Verwünschungen wird er wider alle tugendhafte Weiber ausstoßen! —

„Nun,„ sprach Garaille zur schönen Ruffine; „ist der Verstand nicht ein Acker, welcher hundertfältige Früchte trägt? Aber noch soll er nicht brach liegen. Als Bettler hab' ich eben das Glück gehabt, einen Genuesischen Marchese auszukundschaften, einen reichen, geizigen, hartherzigen Mann, der dabey sehr gelehrt, sehr klug ist, und zu leben weiß. Sie werden mich fragen, wie man ihm beykommen könne?

Mor-

Morgen wird er in der Carmonesischen Landkutsche nach Corduba fahren, und von dort aus soll er sich auf sein prächtiges Schloß in der Sierra Morena begeben. Die Landkutsche ist das Lager, in welchem wir dieses neue Wildpret aufsuchen wollen. Aber ehe wir darnach ausgehen, muß ich wissen, meine Liebe, ob sie gut lügen können. — „Lügen?„ antwortete Ruffine; „hören sie mir zu.

Eine Frau ging mit einem Kind auf dem Arm am Ufer des Nils spazieren; da sprang ein Crocodill aus dem Fluß und nahm ihr das Kind. Sie bat und flehte mit Thränen. Der Crocodill antwortete ihr: wer sich selbst aufs Weinen verläßt, läßt sich nicht durch fremde Thränen rühren; aber sage mir eine einzige Wahrheit, so will ich dir dein Kind wieder geben. Da sprach die Frau: ach, Herr Crocodill, ich sehe, sie wollen mein Kind fressen; denn sie wissen wohl, daß ich ein Weib bin und also unmöglich was Wahres sagen kann. — Gut, sprach der Crocodill, das ist eine Wahrheit, und du sollst dein Kind wieder haben. Und sehn sie, mein theurer Herr, bis auf den heutigen Tag ist dies das einzige wahre Wort, das aus dem Mund eines Frauenzimmers gegangen ist.

Die

Die Sterne funkelten noch hell am Himmel, und kein Hahn krähte noch sein Morgenlied, da traten sie schon ihre Reise an, und als die Morgenlüftchen mit dem Tag erwachten, und zwischen Gras und Blättern spielten, erreichten sie Carmona. Wenn eine Gesellschaft sich versammelt, um mit einander eine Reise anzutreten; so ist alles fröhlich und guter Dinge, man plaudert und singt; man ist freundlich, um die andern ebenfalls aufzumuntern, und man bemüht sich, die Gesinnungen und das Geschäfte seines Nachbars auszuspähen; die stillen und mürrischen Personen spielen da eben nicht die gescheideste Rolle. Capitain Garaille und die schöne **Ruffine** hatten einen sehr ernsthaften Plan im Kopfe; dennoch suchten sie alles aufzuheitern und zu Anstimmung eines Liedchens zu bewegen. Die ersten Liederchen waren drollig und spaßhaft; **Ruffine** mußte also in diesem Tone fortfahren; alles ward Ohr, als ihre himmlische Stimme folgendes elendes Beckerlied begann:

Ey ja doch, ey, das wär' mir recht!
Ich knete meinen Teig, drum bleibe
Der junge Herr mir hübsch vom Leibe
Sonst wird er weiß, wie unser Knecht.

Nun

Nun schneid' er kein verliebt Gesicht,
Mein süßer Herr, ich mag nichts hören;
Er soll, er soll mich da nicht stören,
Daß man mich so liebt, lieb' ich nicht.

Geh' er zu Seinesgleichen fort,
Zu einer Dam' aus altem Blute;
Ich traue keinem Federhute,
Und hier ist weder Zeit noch Ort.

Zerbrech' er mir nicht meinen Arm;
Komm' ich nur los, so soll er's büssen —
Ach er erstickt mich ja mit Küssen,
Fürwahr, es wird mir kalt und warm.

Und dann mein Backtrog, sieht er nicht,
Wankt hin und her, und wer dawider
Sich lehnt, der stürzt mit ihm danieder;
Er wird nicht ruhen, bis er bricht.

Nein, nein, das wär' mir eben recht;
Ich knete meinen Teig; drum bleibe
Der junge Herr mir hübsch vom Leibe,
Sonst wird er weiß, wie unser Knecht.

Sie nahm darauf eine ganz ernsthafte Miene an, als wenn sie sich schämte, so etwas gesungen zu haben, wozu sie nichts als die Fröhlichkeit verführt hätte, die in der ganzen Gesellschaft herrsche. Wahrhaftig, rief endlich Garaille aus, man spielt eine alberne und traurige Rolle, wenn man ein ehrwürdiges Ansehen behaupten will; je mehr man sich herabläßt,

desto vergnügter kann man seyn. Also ohne Bedenken frisch gesungen. Ich bitte wohl aufzumerken, es ist eine Geschichte.

Aus Sehnsucht nach der Gattin fuhr
Sir Orpheus einst zur Hölle.
Ihr armen Weiber, höret nur,
Man sucht, verliert man euch, man sucht euch in der Hölle.

Und Blasebalg, und Bratspies stand,
Bezaubert stand das Feuer.
Manch hagestolzer Höllenbrand
Fand unbegreiflich neu solch tolles Abentheuer.

Und horch, sein Singen lockt herbey
Den Gott des schwarzen Strandes:
„Verwegner! Deine Strafe sey,
„Du beugst den Hals in's Joch des alten Ehestandes.„

Da trollt sich dann der Leyermann,
Und singt gar feine Lieder.
Die hört der Hörner-Träger an,
Und nimmt aus Mitleid ihm die traute Hälfte wieder.

Wenn nun oft laut die Leyer klang
Nach diesem Abentheuer;
War das wohl froher Jubelsang,
Wie, oder stimmte Leid des armen Witwers Leyer? —

Während der Capitain seine schöne Tenorstimme erhob, beobachtete er die Figur des Ge-

nuesers genau. Er saß mit philosophischem Ernst in seinem Winkel, und sein Mund verzog sich nur selten zu einem kalten Lächeln, mit welchem er die Kindsköpfe bedauerte, die sich vor seinen Augen lustig machten. Der Capitain wartete also mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, eine ernsthaftere Saite anzuschlagen, da bey diesem Geschöpfe nur eine gerunzelte Stirn Gnade fand. Schnell warf er bey dem gemeinsten Gegenstand des Gesprächs mit vielbedeutender Miene ein Wort hin, das auf einmal die Aufmerksamkeit des Marchese erregte. Es wurde eben über ein Frauenzimmer gelacht, die bey jedem Scherz erröthete — „Sie sind geschickter und glücklicher als wir, Madam, sprach der Capitain; wornach andere vergeblich trachten, das kostet ihnen keine Mühe. Diese schöne Röthe ist die Farbe der Vollkommenheit; nicht wahr meine liebe Niece?„ — Allerdings, antwortete Ruffine; doch ist die weiße Farbe auch nicht zu verachten, und ein Kind des Lichts schäzt sogar die schwarze Farbe, wenn sie nur recht pechschwarz ist. — Der Genueser, der allein diese göttliche Sprache erkannte, riß ein paar Augen auf, die voller Zufriedenheit und Erstaunen bald auf dem Capitain, bald auf seiner schönen Niche-

te

te hafteten. Als er nun gar Sarailles rothen Rock, und Ruffinens citronengelbes Leibchen bemerkte, war er völlig überzeugt, daß dieses ein paar Adepten seyn müßten, welchen die unschätzbare Gabe des Steins der Weisen verliehen wäre.

Ruffinens seltsamer Ausspruch hatte ein allgemeines Gespräch über die Schönheit veranlaßt; jeder urtheilte davon nach seinem Geschmack, Begriffen und Absichten. Da ergriff Saraille das Wort, und sagte im Ton des Edlen und Erhabnen: — „Was redet ihr doch von Schönheit, ihr, die ihr ohne besondere Erleuchtung, geschöpft aus dem Buch der Weisheit, keine Kenntniß von ihr zu haben vermöget? Hört mir zu. In dem fernsten und geheimsten Kreise des Weltalls, schwebt der Schönheit ewiger und unbegreiflicher Urstoff. Strahlen gehen von ihm aus, und dringen in das Wesen erschaffener Körper. Mit diesen Strahlen ist die Seele des Weltalls geschwängert; der Glanz der Sonne ist ein Funke dieses unaussprechlichen Lichts; jedes Gestirn wird dadurch erleuchtet und fortgewälzt; es entzündet das materielle Feuer, und verbreitet fruchtbare Wärme über die ganze Schöpfung. Es giebt der Heiterkeit

des Aethers, der Durchsichtigkeit und Flüssigkeit des Wassers, dem abwechselnden Schmuck der Jahreszeiten, der Kraft und der Thätigkeit des Menschen, das Daseyn.

Ohne diesen Urquell selbstständiger Schönheit und Vollkommenheit, ohne diesen geheimnißvollen Mittelpunkt aller Wesen, und ohne die eben erwähnten Ausflüsse desselben würde alle Harmonie, alle Bewegung, alle Anmuth in der Welt aufhören; das Weib, welches der Einwürkung dieser himmlichen Strahlen seine vorzügliche Bildung allein zu verdanken hat, würde ihre Zauberkraft und den Magnet verlieren, womit sie unsere Herzen an sich ziehet.

Dies ist die Kette, welche den unermeßlichen Weltkreis mit dem Mikrokosmus verbindet, dies die mystische Himmelsleiter, und der Nabel, der alle Geschöpfe mit ihrer Mutter zusammen hänget; kurz, dies ist der kostbare und unerschöpfliche Brunnen, aus dem die Söhne der Kunst ihre verborgene Weisheit ziehen; den die Unverständigen suchen, aber nicht finden, wenn er gleich unter ihren Füßen ist, weil sie nicht wissen, was sie suchen.

Also, meine schönen Damen, ihre feine Gestalt verhält sich zu der wahren Schönheit ohngefähr,

gefähr, wie das stumme Bild eines geistreichen Menschen zu dem Original.„ —

So benuzte der Capitain jede Gelegenheit, wo er eine Anspielung auf die geheime Wissenschaft anbringen konnte; bald bediente er sich mythologischer Gleichnisse, bald der cabbalistischen Sprache der Eingeweihten; bald vernünftelte er sehr gelehrt über die Bildung der Welt aus dem Chaos, und über die Kraft und Verbindung der Elemente; bald über den einfachen, gleichförmigen und unwandelbaren Gang der Natur.

Aber sobald er auf das Geheimniß von dem göttlichen Stein kam, verbarg er sich, wie **Moses**, hinter einer dicken Hülle; er wurde, wie das philosophische Subject oder die Materie des großen Werks selbst, bald ein geschmeidiger **Proteus**, der jede Gestalt annimmt, und sich nie binden läßt, bald ein leuchtendes Feuer, welches nicht brennt, oder ein trockenes Wasser, das jede Materie aufschließt, oder ein immer wacher, unüberwindlicher Drache; und so lauerte der Genueser vergeblich auf, bis sie nach Corduba kamen; da faßte er den festen Entschluß, alles anzuwenden, um mit einem so erleuchteten Philosophen in nähere Bekanntschaft zu kommen.

Es gehört in der That eine eigene sophistische Kunst dazu, den gesunden Menschenverstand so ganz aus seinem Geleise zu bringen, daß der größte Geist sich einbildet, er sey der größte Dummkopf.

Der erste Versuch, welchen der Marchese machte, war, daß er sich an die Niece wendete, und sie mit Schmeicheleyen und Bitten bestürmte. — „Schlimm genug„ antwortete ihm Ruffine, „wenn sie von dieser Sucht angesteckt sind. Es ist eine unergründliche Wissenschaft, und unter tausend Pralern finden sie kaum einen Philosophen; sie werden den falschen Alchymisten in die Hände gerathen, die sie aussaugen werden, wie Blutigel. Wer nicht weiß, was er sucht, weiß nicht, was er findet, Herr Marchese.„

— Es ist immer ein Trost, Mademoiselle, sprach der Marchese, wenn man nur weiß, daß diese Wissenschaft würklich existirt.

— „Ich weiß nicht, mein Herr, ob ich sie in dieser Meynung bestärken soll. Sie sind ein gefälliger Mann, und könnten einem Hirngespinst leicht Haabe und Gut aufopfern.„

— Ach, Mademoiselle, mit welchem Vergnügen wollte ich alle mein bisgen Vermögen ihrem Herrn

Herrn Oncle anvertrauen, wenn ich dadurch jenen unermeßlichen Schatz erdienen könnte, welcher das Erbtheil der Auserwählten ist.

— „Ey, was sagen sie, Herr Marchese; sie überlegen nicht, daß, wenn mein Oncle sie eines solchen Schatzes theilhaftig machen kann, er auch ihrer Reichthümer nicht bedarf; wer alles hat, braucht nichts.„

— Leider, Mademoiselle, er sollte aber doch auf das Bedürfniß anderer Rücksicht nehmen. — „Er ist vielmehr der Meynung, daß, weil er sich alles zu verdanken hat, andere sich auch selbst helfen sollen. Wenn sie nicht selbst Hand ans Werk legen, ist ihre ganze Hofnung vergeblich.„ — Ohne fremden Rath? wie soll ich's angreifen? — „Ey, Herr Marchese, was würden sie von einem Menschen sagen, welcher in einer Einödde den Einfall bekäme, nichts zu essen, bis ihm die gebratenen Bissen ins Maul flögen? Denken müssen sie, Herr Marchese, denken, nachspüren, Versuche machen, und nicht, wie die Alltags-Geschöpfe der gelehrten Republik, andern nachbeten, oder auf Elias Mantel warten. Fragen sie den großen Meister selbst.„ — Wer ist der, Mademoiselle? — „Die Natur.„ — Aber sie ist so geheimnißvoll, von so

weitem Umfang, und so unverständlich! — „Das mag seyn; die philosophische Wissenschaft selbst ist freylich unendlich; aber ihr Resultat würde auf einem Kartenblatt Raum haben.„

— Laboriren sie schon lange, Mademoiselle? — „Ja, aber noch sehen meine Augen nicht hell.„ — Aber, da sie so jung und so schön sind... — „Lassen sie uns abbrechen, Herr Marchese, in meinen Jahren hält man solche Complimente für Schmeicheleyen.„ — In ihren Jahren, Mademoiselle?.. —!

Hier trat der Capitain zu ihnen. Der Marchese stand wie bezaubert da, und zweifelte keinen Augenblick, daß diese Schönheit, diese Jugend und dieser blühender Reiz der Niece eine Würkung des astralischen Liquors, und des gebenedeyten Elixirs sey. Er versicherte dem Capitain, sie sey ein allerliebstes Geschöpf, die bey jeder Quelle ihren Nutztisch und in jedem frischen Wasser ihre Schminke fände, ohne sich der gewöhnlichen Künste eitler Frauenzimmer zu bedienen — „Sagen sie mir doch, fuhr er fort, ist sie wohl zwanzig Jahre alt?„ — Der Capitain lächelte — „Wie alt denn?„ — Es giebt Dinge, sprach der Capitain mit ernsthafter Miene, die man dem Unglauben nicht

preis geben darf; wir wollen davon abbrechen. — Die Adepten sind heimlich, wie die Verschwiegenheit selbst, dachte der Marchese. Und dabey bildete er sich fest ein, die schöne Ruffine habe schon zur Zeit der alten Sibyllen gelebt, oder sey mit auf der Hochzeit in Galiläa gewesen.

Der Capitain sprach von wichtigen Verrichtungen zu Toledo und Madrit, von da er über Barcelona nach Italien gehen müsse. Mit vieler Mühe ließ er sich doch endlich erbitten, zwey oder drey Tage auf dem Schloß des Marchese in der Sierra Morena auszuruhen. Jezt erhielt Garaillens kleine Armee Ordre, ihren Marsch anzutreten.

Ruffine und ihr Oncle kamen endlich auf dem Schloß an. „Das ist ein Haus„ sprach der Capitain, „wo sich vortreflich laboriren läßt. Sehen sie, meine liebe Niece, wie freundlich der Nordwind darauf herblickt?„ — Sie stiegen unter einer Halle aus, wo die Wände mit Salpeterflocken überwachsen waren — „Er ist zu ihnen gekommen„ fing er wieder an, „und sie haben ihn nicht gekannt.„ Beym ersten Glas eines köstlichen Ribadavia-Weins rief er aus: „Ja, sie glauben Herr Marchese, das sey Wein? das ist nichts als Hefen!„ Und gleich

darauf pries er die Tugenden des Wassers. Ein Gewitter, welches eben ausbrach, veranlaßte ihn zu dem weisen Ausspruch: „Gebenedeyet sey der Saamen der Wolken, und das Kind des Donners, und die Frucht des Sonnenbaums, wenn sie in dem hochglänzenden Wasser des Lebens mittelst des geheimen Feuers aufgeschlossen wird, damit der Sohn der Sonne mit seinen Purpurwangen hervor trete!„

Der Marchese glaubte etwas davon zu verstehen, und gerieth in eine Art von Begeisterung. Ruffine sagte ihm endlich sehr geheimnißvoll: — Mein Oncle hat ihnen da große Dinge offenbaret; ich habe mit ihm von ihnen gesprochen; er antwortete mir aber, er hätte sich noch nicht die Zeit genommen, sie kennen zu lernen. Freylich würde es ihm nicht viel Mühe kosten, das Innerste ihrer Seele, ihr Anliegen, und die ganze Lage ihrer häuslichen Umstände auszuforschen, wenn ihm daran gelegen wäre; aber es ist allemal ein Verdienst für den Schüler, wenn er sich seinem Meister selbst entdeckt; und deswegen erschien sonst ein Candidat bey der Einweihung halbnackt, oder in einem weißen Gewand, welches das Sinnbild einer unverstellten und biedern Seele ist.

Flugs

Flugs säumte der gute Marchese keinen Augenblick länger, dem Philosophen ein offenherziges Geständniß abzulegen, was er alles schon aufgewendet habe, und was ihm noch übrig geblieben sey. Er führte ihn durch alle Zimmer des Schlosses bis in seine philosophische Bibliothek. — „Besitzen sie auch das Geheimniß zu lernen, Herr Marchese?„ — Leider hab' ich geglaubt, man müsse alle diese Schriften lesen. — „Sind sie überzeugt, daß es ein Geheimniß sey?„ — sprach Garaille. — Ach ich seh' es nur allzu deutlich ein — antwortete der Marchese. — „Gut, so glauben sie denn auch, daß man es nicht in Bücher geschrieben hat, um es zu entdecken; das Geheimniß steht zwar in den Büchern, aber so wie die Sonne am Firmament, wenn undurchdringliche Wolken vor ihren Augen schweben. Und, wenn man ihnen auch die Wahrheit sagte, so würden sie dieselbe doch unrecht verstehen.„ — Wie? sollte denn die Wahrheit einem nicht gleich einleuchten? — „Nein, je einleuchtender sie ist, desto mehr wird man betrogen. Zum Beyspiel: ein Mann fragt seine Frau, wer der Mensch ist, den er bey ihr gesehen hat; es war mein Liebhaber, antwortet sie, und lacht dabey dem Neugierigen ins

ins Gesicht. Sie sagt ihm die Wahrheit, und doch glaubts der Mann nicht.„

— Kommen sie, sprach der **Marchese** mit einem Seufzer, ich muß ihnen meine ganze Schande aufdecken. — Er öffnete eine Thür, da sah man ein philosophisches Laboratorium, faule Heinzen *) mit ihrem Ey, Lampen, Kolben, Retorten, Kohlpfannen, Schmelztiegel, und dergleichen Werkzeuge gemeiner Laboranten. **Ruffine** lachte laut auf. — „Was für elende Sophistereyen!„ sprach der Capitain, „sie wollten Gold machen, und hatten die erste Materie nicht, ließen sich also von hochtrabenden Betrügern durch mühsame wider die Natur angestellte chymische Arbeiten bey der Nase herumführen. So einfach die Natur ist, so einfach ist auch das große Werk. Und nimmt sich wohl ein Adept die Mühe, Gold zu machen? Ein ächter Philosoph verachtet diese Kunst, welche ihn weder vor Krankheit noch vor dem Tod sichert, noch dem ersten Urbild der Vollkommenheit um eine Stufe näher bringt.„

„Das Goldpulver,„ fuhr er fort, „die Verwandlungen der Metalle, die Palingenesie, der verjün-

*) Athanor, eine Art chymischer Oefen.

verjüngende Liquor und alle diese Kleinigkeiten„ — O Gott! Kleinigkeiten! rief der Marchese aus — „ja, alle diese Kleinigkeiten sind nur Vorbereitungen des großen Werks, die mit der wahren Philosophie zusammen hängen, wie die Thore mit einem Pallast; das sind die Buchstaben, woraus man das Buch der Weisheit zusammen sezt, aber nicht das Buch selbst.„ — Ich dächte, ich wollte mich schon an dem Goldmachen begnügen, sprach der Marchese. „So verdienen sie die Wissenschaft dieser Kunst nicht, wenn kein edlerer Trieb, unsre philosophischen Geheimnisse zu ergründen, ihre Seele belebt. Sehen sie, meine Niece ist nur ein Kind in der Wissenschaft, und doch soll sie ihnen, zur Befriedigung ihrer Neugierde, auf der Stelle Gold machen.„ — Gerechter Himmel! — rief der Marchese aus. Ruffine lächelte mit einem Blick voller Würde und Anmuth, machte ihre Geräthschaften zurecht, und dann schritt sie zum Werk.

Daß das Gold, welches sie aus dem Tiegel brachte, probirt und völlig ächt befunden wurde, versteht sich von selbst. Der treuherzige Marchese wollte darüber vor lauter Erstaunen von Sinnen kommen. Drauf fuhr der Capitain fort:

fort: man könnte nicht nur ihr ganzes Haus leicht mit Gold anfüllen, sondern man könnte sogar eben so leicht ihr Gold und ihr Haus in Nichts verwandeln. Und so kann man sich noch sonst manchen Spaß mit dieser göttlichen Tinctur machen; wollen sie zu Weihnachten eine Melone haben, so geben sie mir blos einen Kern, und während der Zeit, daß sie ihre Suppe essen, habe ich die Melone zur Reife gebracht; einen abgestorbenen Baum laß' ich wieder ausschlagen und Früchte bringen; eine verbrannte Blume aus ihrer Asche aufleben; ich zeige ihnen das ganze Werk der Schöpfung in einem Faß voll Regenwasser, schaffe ein sechzigjähriges altes Weib zur Mutter eines Kinds ohne Schmerzen um, und gebiete über Blitz und Donner und Hagelwetter.

Aber es giebt ein Tincturwesen höherer Ordnung, welches noch weit kostbarer, schön, durchsichtig, hochglänzend und blutroth ist, wie der schönste Rubin; das ist unser göttlicher Azoth, die himmlische Ambrosia, der Brunnquell aller Weisheit, in welchem sich der Mensch von dem Unflath reinigt, womit er sich bemakelt hat, auf daß er geläutert eingehe in das mystische Paradies, aus dem er seinen Ursprung nahm... Sie verste-

verstehen mich nicht? Ja, ich muß ihnen etwas wichtiges bekennen, unsere Kunst ist ganz cabbalistisch . . . Sie verstehen mich noch nicht? So bedaure ich, daß sie so viel Zeit verlohren haben, um einen Krebsgang zu thun.„ —

Die Weisheit **Garaillens** machte den **Marchese** immer mehr verrücket. — Ach, rief er aus, was soll ich thun, wenn ich wieder von vornen anfangen will? — „Die wahre philosophische Materie erkennen, sie in ihrem eigenen Blut und Wasser kochen, und sie in langsamen Bad mit stetem und anhaltendem Fleiß durch alle drey Ordnungen erhöhen, ohne die Geduld zu verlieren; dies ist das wahre Geheimniß, der Hauptschlüssel zum großen Werk!„ — Alle Bücher sagen mir das; aber wie heißt die Materie? — „Das wissen sie, Herr **Marchese**; sie ist überall und in allen Dingen vorhanden. Sie finden sie in der Tiefe des Brunnens ohne Stricke.„ — O, sie spotten meiner Unwissenheit; wo ist dieser Brunnen ohne Stricke? — „Den kennt jedes Kind, das hineinsteigt. Aber, sezte der Capitain hinzu, deutlicher kann ich mich nicht ausdrücken; ich würde nur noch unverständlicher werden. Es gehören gewisse Vorbereitungen dazu, ehe man solche Geheimnisse begreift.„

„Ich

„Ich kann mich ohnehin nicht länger verweilen; und glaube genug für sie zu thun, Herr Marchese, wenn ich ihnen eine Warnung vor Betrüger zurück lasse. Es ist besser zu wissen, daß man nichts weiß; als was zu wissen, und darüber ins Verderben zu gerathen.„

Während dieser Unterredung hatte Ruffine das große und wunderbare Geheimniß vollendet. Die Armee war bis unter die Gartenmauer vorgerückt; die Nacht war finster; und die funfzig Reisige zogen mit allen Kostbarkeiten und allem Gold und Silber des Schlosses beladen ungestört weiter, ohne die geringste Gewaltthätigkeit zu einer Belagerung nöthig gehabt zu haben, die in der Geschichte Garaillens gewiß keine unbedeutende Rolle spielt.

Mit anbrechendem Tag nahm der Capitain und seine schöne Nichte Abschied vom Marchese. Der Capitain sagte ihm noch beym Wegreiten: — Sie sind ein braver Mann, sie haben mich mit Höflichkeiten überhäuft; dafür lasse ich ihnen das Geheimniß des philosophischen Steins in ihren Kästen und Schränken zurück; aber vergessen sie nicht, daß ich's ihnen unter dem hermetischen Siegel anvertraue. Nun, brauchen sie's gesund, und halten reinen

Mund!

Mund! — Drauf gab er dem Pferd die Sporen, und Ruffine folgte ihm mit verhängtem Zügel.

— „Aber haben sie mir nicht gesagt, daß die Kunst der Goldmacher würklich Grund habe? geben sie mir doch eine Erläuterung darüber,„ sprach Ruffine zum Capitain. — Ja Ruffine, antwortete dieser; Grund hat sie allerdings, wie sie hier aus den Würkungen schliessen können. Aber sie müssen mich recht verstehen. Solche Thoren, wie unser Marchese, verwechseln nur das Objekt dieser philosophischen Kunst, welche, wie sie sehen, ein wahrer Schatz ist, aber freylich kein gemeiner Schatz.

— Nun frisch zu, fuhr er fort, noch dürfen wir die Hände nicht in den Schoos legen. In der Gegend bey Malacha wohnt ein Mann, welcher geschickter, reicher und angesehener ist, und vergnügter lebt, als ich: der Einsiedler Crispin. Ich bin nur General, er ist Fürst; wenn ich mich müde arbeite, faullenzt er in stolzer Ruhe. Ich muß erst alles mühsam aufsuchen, und ihm trägt man es zu. Ich habe keine Hamen, die ich nur auszustellen brauche, um etwas zu fangen; hingegen seine Kapelle thut

in diesem Stück Wunder. Ein Niederträchtiger kann mich verrathen; er ist vor aller Verrätherey sicher, so fein ist seine Maschine zusammen gesezt. Kurz, es ist ein Erzgauner, voller List und Klugheit; Ruffine, mit keiner Kunst bringt man's weiter, als mit der Gleißnerey! — „Wenns weiter nichts ist als das,„ antwortete Ruffine, „so wird meine Rolle mir gar nicht schwer werden; ist er so ausgelernt, so muß man sich nur brav einfältig stellen, so fängt man ihn gewiß.„ —

Es wurde also ein neuer Plan verabredet, und hierauf die Reise, nach Malacha zu, angetreten. Garaille verkleidete sich in den alten Bedienten einer Betschwester, und erkundigte sich, ob wohl eine junge gottselige Dame, die sich nicht zu erkennen geben möchte, ihre neuntägige Andacht bey der Schutzheiligen der Einsiedeley im Walde halten dürfte. Der listige Crispin antwortete, alle Gläubigen wären in seiner kleiner Kirche willkommen — „es ist also eine fromme Dame?„ sezte er hinzu. — Nur allzufromm, sprach der Capitain. — „Und jung, sagt er?„— Nur allzujung! „Schön?„— Nur allzuschön! — „Reich?„— Nur allzureich;

reich; denn, wie sie sehen, sie weiß gar nicht, wie sie ihren Reichthum an Mann bringen, und womit sie sich die Zeit vertreiben soll. — „Mein Gott, lieber Bruder, man muß sich über die Neigungen der Menschen nicht aufhalten; sind sie tugendhaft und nützlich, so muß man sie hochschätzen, und sind sie das nicht, so muß man sie bedauren.„

Gleich den andern Tag erschien Bruder **Crispin** bey **Ruffinen**. Ach, der arme Mann steckte in einer groben Kutte, und fingersdicke Stricke, mit denen er sich kasteyete, hingen um ihn her; er hatte eine hohe Stirn, einen kahlen Scheitel und einen langen Bart; und trug einen Rosenkranz von großen Corallen an seinem Gürtel. **Ruffine** war ganz einfach gekleidet, wie einer frommen Witwe geziemt. — „Wie schön mags in ihrer Einsamkeit seyn!„ fing sie an, „was muß man nicht da für Trost finden! und wie weit übertrift jene stille Zufriedenheit die rauschenden Freuden der Welt!„— Leider, Madam, ist die Welt ein Thränenthal, ein stürmisches Meer, wo eine Welle mit der andern kämpft, ein Ungeheuer, von dem ein Glied dem andern seine Nahrung mißgönnt, und

wollte man ihre Geschichte niederschreiben, so würde es ein Buch voller Täuschungen und Schimären werden. — „Mein ehrwürdiger Vater, ich werde sie um eine große Gefälligkeit bitten, und ihnen große Geheimnisse offenbaren.„— Madam, unsere Pflicht ist, gehorsam, dienstfertig und verschwiegen zu seyn.

—„Ich bin ein Opfer der ehrgeizigen Absichten meiner Familie. Man maßte sich einer Gewalt über mein Herz an, und ich gehorchte; aber nun gilt es meinem Leben und meiner Seele, und da nehme ich meine Zuflucht zu ihnen.„— Wie, Madam, sie fliehen doch nicht vor dem Kloster, vor einem Mann, oder vor ihren Eltern? In solchen Fällen würde meine Pflicht was ganz anders heischen, als ihnen hülfreiche Hand zu leisten. — „Lassen sie sich nicht angst seyn, ehrwürdiger Vater; mein Mann ist tod, und vor einem Kloster habe ich mich nicht zu fürchten; aber man will mich ausplündern und um das Meinige bringen. Ich besitze einiges Vermögen; davon habe ich einen Theil zu Gelde gemacht, und das wünschte ich nun den haabsüchtigen Personen zu entziehen, welche blos meinen Bruder begünstigen. In die=

dieser Absicht komm' ich zu ihnen, und bitte um ihren guten Rath und um eine sichere Freystätte. Ehrwürdiger Vater, ich will ihnen meine ganze Geschichte erzählen, verstoßen sie eine Unglückliche nicht, die ihren Trost blos in der Religion sucht; sagen sie mir, darf ich wohl zwey oder drey Felleisen diese Nacht in ihrer Einsiedeley verstecken lassen?„

— Das Mitleiden ist eine göttliche Tugend, sprach Crispin; meine Zelle steht zu ihrem Befehl; nur lassen sie mich hören, ob ich mit gutem Gewissen mich ihrer annehmen könne. — Drauf gingen sie zusammen hinein; es wurde ein Geschichtchen erdacht, erzählt und viel geweint. Die Nacht kam herbey; Bedienter und Pferde waren zurückgeschickt, und der Einsiedler hatte nur ein einziges hartes, schmales, armseliges Bettchen sehen lassen. Als er aber all das Geld und alle die Juwelen von dem Genuesischen Marchese in den Felleisen erblickte, kam ihm die Rede wieder: „verlieren sie den Muth nicht, sprach er, Madam, sie sind zu einer glücklichen Stunde in meine Einsiedeley gekommen; es sind eben keine fromme Seelen hier, um ihrer Andacht zu warten, und ich habe Betten und Zel-

len für diese, so gut man sie nur bey solchen Bußübungen verlangen kann.„ Crispinens Auge sah gar nicht bußfertig aus, als er das sagte, und Ruffinens Auge sah eben so wenig bußfertig aus, als sie das hörte, sondern vielmehr schmachtend, zärtlich und ganz wie das Aug einer Betschwester, welche wünscht, daß man ihr geheimes Anliegen errathen möge.

Nach einem dürftigen Abendessen wurde traurig zu Bette gegangen. Die Zelle der Schwester war von der Zelle des Bruders nur durch eine Scheidewand getrennt. Mitten in der Nacht stand Ruffine auf, nahm ihr Nachtlicht, öfnete fein leise die Thüre, daß sie nicht knarrte, und bemerkte, daß der Einsiedler wachte, ob er sich gleich anstellte, als schlief er. Sie ging mit ihrem Nachtlicht hinein, blieb auf einmal stehen, als wär sie in tiefen Gedanken, sah um sich, seufzte, und sprach so leise und so zärtlich als möglich: O ihr Heiligen, kann ich diesen schönen Einsiedler betrachten, ohne daß er aufwacht, so will ich morgen seinen Almosenstock mit lauter Goldstücken füllen. Der Bruder schlief fest, um zu sehen, wo das hinaus wolle. Den andern Morgen war der Stock voll Gold. Den

gan=

ganzen Tag über wurde geplaudert. Unter andern war die Rede von einem prächtigen Diamanten, der an Ruffinens Finger funkelte. Sie gab zu verstehen, er sey mehr werth, als alles übrige, was sie mitgebracht hätte; obgleich die Summe in den Felleisen so beträchtlich sey, daß man für ihre sichere Verwahrung mehr besorgt seyn sollte. — „Ich bin so wenig gewohnt, Gold zu sehen,„ antwortete Crispin, „daß ich bisher diese Felleisen da für einen unnützen Hausrath gehalten habe. Aber um ihrer Ruhe willen, Madam, sollen sie hier nicht liegen bleiben.„— Ich verlasse mich ganz auf sie, sprach Ruffine, und will jezt in meine Zelle gehen, um eine Stunde zu beten.

Die folgende Nacht gings wie in der vorigen. Ruffine begann wieder: — O ihr Heiligen, wenn ihr macht, daß der schöne Einsiedler ahndet, daß ich aus Liebe zu ihm in seiner Einsiedeley verweile, so gebe ich ihm morgen den Diamanten von meinem Finger zum Schmuck seines Altars. — Der Eremit schlief wieder fest; und den andern Morgen hing der schöne Diamant würklich am Altar. — Drauf sagte sie zu ihm: ich habe noch allerley auf meinem Herzen;

zen; aber ich weiß nicht, wo der Bediente bleibt, der mich hieher begleitet hat; er sollte mir außer verschiedenen Kleinigkeiten, die ich brauche, Nachricht bringen, was mein Bruder macht, und was er nach meiner Flucht angefangen hat. — „Malacha ist so weit nicht von hier,„ sprach der Einsiedler; „wenn sie einen Tag allein hier zubringen wollen, so will ich von Herzen gern ihren Auftrag dort besorgen.

Beym Weggehn gab Crispin der lieben Schwester noch zu verstehen, daß es sich nicht schicken würde, wenn man sie da so allein anträfe, und daß sie sich also wohl würde gefallen lassen müssen, daß er sie in der Einsiedeley einschlöße. Ruffine war damit völlig zufrieden; denn sie führte noch alle die Dieteriche bey sich, welche ihr auf dem Schloß des Marchese so gute Dienste gethan hatten.

Der erste, der den Einsiedler in Malacha zum Thor hereinkommen sah, war Capitain Garaille. Gleich saß er zu Pferde, rief seine Leute zusammen, kam zur Einsiedeley, und versezte die heilige Stätte in den canonischen Zustand, in welchem sich jede Einsiedeley befinden sollte.

Leicht

Leicht verlöscht in unserer Seele das Andenken an Unglückliche, man fragt nicht weiter nach dem Schicksale der Ueberwundenen auf dem Schlachtfelde; man folgt blos den Fußstapfen des Siegers, und begleitet ihn mit Vergnügen bey seinem Triumph. Man höre also noch den glücklichen Ausgang der Abentheuer unsrer siegreichen Helden, welchen wir den theilnehmenden Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Nach der Theilung aller dieser, mit so vieler Geschicklichkeit eroberten Schätze, begaben sich Ruffine und der Capitain nach Toledo, wo sie beschlossen hatten, ihre Wohnung für beständig aufzuschlagen. Ein Pallast in der Stadt, verschiedene Lusthäuser auf dem Lande, eine Menge von Bedienten, und ein glänzender Aufzug unterdrückten alles Nachfragen der Neugierigen. Man erkundigte sich blos, aus welcher Familie der gnädige Don Relampago und seine schöne Nichte Dona Emerenciana herstammen möchten? und der Capitain versicherte so, wie seine Niece, sie wären Nachkommen der alten bekehrten Gothen.

Man rühmte ihre Wohlthätigkeit, Rechtschaffenheit und Gottesfurcht; und jedermann

war von ihrem höflichen und sanftmüthigen Betragen so eingenommen, daß ihnen ihre ganze Lebenszeit hindurch nichts schwer wurde, als die Wahl der Freunde, die sich zu ihnen drängten, und der Ergötzlichkeiten aller Art, die man ihnen von allen Seiten darbot.

Aber sobald die Helden einer Geschichte vernünftige und ehrliche Leute werden, fällt alles Interesse für den Leser hinweg. Es geht uns mit dieser neuen Lebensart des Capitains und der Ruffine, wie es gemeiniglich den Romanenschreibern zu gehen pflegt, wenn ihre Helden heyrathen; ihr Buch ist zu Ende, und das unsrige auch.

Th.

V.

Episoden

und

kleine Geschichten.

Lord, ehe er sich's versah!

nach Cazotte.

Richard Oberthon war ein Kind der Liebe; seine Mutter stammte aus einer ansehnlichen Familie, und sein Vater aus einem alten, armen Hause in Irrland. Da das Glück auch auf die Meynungen Einfluß hat, so darf kein Verworfener, den es nicht mit seiner Gunst beehrt, auf Liebe rechnen oder gefallen wollen. Trägt sich's zu, daß ein englisches Mädchen von Stand einen solchen Unglücklichen liebt, der hübsch und einnehmend ist, ihrer Leidenschaft unterliegt; so ist die Frucht dieser Schwachheiten ein ehrbarer Bastard. Stirbt nun gar der gute Irrländer, ehe er seinem Sohne eine öffentliche Existenz verschaffen konnte, so bleibt das arme Kind zwischen dem Geheimnisse Hymens, und der Dunkelheit irgend einer Landschule vergraben, und kommt nur ans Tageslicht, um noch unglücklicher und beklagenswürdiger zu werden.

Das

Das war gerade der Fall Richard Oberthons. Er wurde auf der hohen Schule zu Oxford erzogen, und von den Geschenken einer Bürgersfrau unterhalten, welche die Vertraute seiner Mutter war. Zum Unglück starb sie zu einer Zeit, wo die Mutter in einem entfernten Lande sich befand, und die Erben der Verstorbenen unterschlugen die Beyhülfe, von der der junge Mensch gelebt hatte. Nichts blieb ihm übrig, als der wohlgemeynte Rath eines Geistlichen, der gutherzig aber arm war, und sah' sich daher genöthiget Dienste zu suchen.

Nachdem er drey Monate vergeblich auf diese schreckliche Ausflucht gewartet hatte, so wurde er endlich in dem Hause des Herrn Georg Nettlings angebracht. Das war ein sehr reicher, aber sehr einfältiger Baronet, Mann einer Frau, die nicht die Fehler und nicht die Tugenden ihres Geschlechtes hatte, und Vater einer Tochter, die Ovid zu einer Göttin gemacht haben würde, hätte er sie gekannt.

Miß Dorothee Nettling war schön wie ein Engel, so interessant, wie nur eine Sterbliche seyn kann, und Richard stolz, reizend und redlich; Eigenschaften, die keinen guten Bedienten bilden. Allein, kaum hatte er Miß Doro-

Dorotheen gesehn, als ihm nichts mehr mangelte, seine Dienste beliebt zu machen. Er war weit entfernt, der Ursache nachzuspüren, warum ihm die Dienstbarkeit erträglich sey. Erröthend hätte er gewiß eine solche Frage an sich gethan, und bieder wie er war, wär er dann zitternd geflohen. Aber so sahe er ohne Ueberlegung Miß Dorotheen täglich, sah sie immer mit neuem Vergnügen, und der Augenblick sich kennen zu lernen war nicht mehr weit entfernt. Er hatte in Oxford verschiedene Kenntnisse gesammelt, spielte einige Instrumente, und sang vorzüglich schön. War sein Dienst gethan, so schloß er sich ein, spielte da, sang immer zärtlich dazu, und wußte nicht warum. So ein rührender mit Geschmack gewählter Gesang lockte all' die subalternen Wesen des Hauses an seine Thür, und bald war auch die Herrschaft von dieser Neuigkeit unterrichtet. Stolz war sie eben nicht. Man hörte ihn, bewunderte ihn. Dorothee hatte ihren Musikmeister seit einiger Zeit verlohren, ihre gute Anlage wurde vernachläßiget, man war auf dem Lande. Warum sollte ein brauchbarer, geschickter Bedienter nicht zum Vergnügen seiner Herrschaft etwas beytragen dürfen? Kurz, was der Leser voraussehen

muß,

muß, geschah'. Richard sang und entzückte, Dorothee war ganz Ohr und seufzte. Beyde konnten sagen: ich war..... ich ging,..... die Liebe beherrscht mich so mächtig. Der Baronet überraschte sie einmal in dem Augenblicke, wo Richard zu Dorotheens Füssen lag..... Er mußte fliehen und sich verbergen.

Verfolgt, und eine exemplarische Strafe fürchtend, lief er den ganzen Tag, was er laufen konnte, als aber seine Kräfte erschöpft waren, sprang er in einen Meyerhof, wo er mit offnen gastfreyen Armen aufgenommen wurde. Bey allen seinen Leiden mußte er doch den Forderungen der Natur nachgeben, und unvermerkt erholte er sich wieder. Aber die Liebe! das Bild Dorotheens! die Aussicht in eine Zukunft, in der man sie nie sehen wird! die schrecklichen fürchterlichen Tage, die weit, weit von ihr verschleichen werden! der Vorwurf, das liebenswürdigste Geschöpf verführt zu haben!..... Unsre Leser werden sich in Richards traurige Lage denken, und ihn beklagen!!

Die Stube seiner treuherzigen Wirthe war zu gleicher Zeit Saal, Küche und Vorrathskammer. Mit beyden Ellbogen auf den Tisch ge-

gestützt, den Kopf in den Händen, lag er da, träumend und niedergeschlagen, als ihn auf einmal ein helles Gelächter, und ein Geplauder ohne Ende zu sich selbst brachten.

Eine von den Weibern, Zigeunerinnen genannt, hielt Dolli bey der Hand, prophezeyte ihr eine baldige Heyrath, dazu viel Wohlstand, zahlreiche Kinder, alle niedlich und artig, langes Leben, Gesundheit, Freude, Glück aller Art. Das junge Mädchen war außer sich bey der Ansicht einer so freudenreichen, köstlichen Zukunft, und die alte Hexe schmückte ohne Aufhören ihre Weissagungen mit noch angenehmeren Begebenheiten aus. Voll Vergnügen kam Dolli herein, ihrer Mutter die schönen Neuigkeiten zu erzählen. Ihr folgte die Alte, wahrscheinlich durch die Hofnung auf ein Butterbrod und eine Tasse Milch gelockt, welche die Belohnung ihrer Kunst seyn sollten. Sie war nußbraun, von mehr als gewöhnlicher Höhe, hatte schöne lebhafte Augen, eine gebogene Nase, und beym ersten Anblick nahm ihr Gesicht ein. Auch fiel sie Richarden auf, und er endigte seine Träumereyen, um sie zu beobachten. Sie selbst sah ihn einige Zeit unverwendet an, und sagte kein

Wort. Endlich trat sie näher und rief: .... Ha! schöner blanker Bruder, was machst du hier?

Richard, der sich gerne verborgen halten wollte, glaubte erkannt zu seyn, und wurde roth. Unruhig antwortete er: gute Frau, wißt ihr wer ich bin?

„Vielleicht: Oft kenn' ich die Leute besser als sie sich selbst. Aber, laß dir nicht angst seyn: ich verrathe niemand: am wenigsten hübsche junge Leute. Denen steh' ich ganz zu Diensten.„

Richard zupfte sie am Aermel, und führte sie ein bischen bey Seite. „Sagt mir, kennt ihr mich würklich?„

„Ich müßte mich nicht aufs Hexen verstehen,„ antwortete die Zigeunerin ....

„Ach, wenns weiter nichts ist als Hexerey, so bin ich außer Sorgen, und ich habe euch nichts weiter zu fragen.„

„Aber seht mir nur einmal den kleinen ungläubigen Thomas! Du hältst also nichts von meiner Kunst? nicht wahr, das hast du in Oxford gelernt?„

„In Oxford! versezte Richard hastig, was chwazt ihr von Oxford? Sollte euch der Pfarrer von Buttorf gesagt haben ....„

„Mir

„Mir braucht kein Mensch was zu sagen. Sey du nicht so ungläubig, ein wenig höflicher, und dann wollen wir beyde von der Sache mehr wissen, als der Kaplan von Woodstock, der Pfarrer von Buttorf, und die ganze Klerisey von England uns sagen können. Komm ein bischen heraus unter den Kastanienbaum.„ Sie sezten sich nieder. „Nun frisch,„ sagte die Zigeunerin, „deine Hand her.„

„Und was könnt ihr daraus lesen?„ antwortete Richard verdrüßlich, und den Pfarrer von Buttorf in Verdacht habend, daß der geschwazt hätte.

„Viel! sehr viel! Hand, Augen und Stirne sind vortrefliche Bücher, wer sie nur zu lesen versteht.„

Richard zuckte die Achseln. „Ich kenne eure Kunst zu gut, als daß ich was gescheides erwarten sollte.„

„Ein starker Geist! achtzehen Jahr alt, und in Livrey! Ey das könnte mich in Erstaunen setzen, wär' ich nicht so gut an Wunder gewöhnt. Sieh' mir in die Augen, und gieb Achtung, was ich sage. Binnen hier und einem Augenblick wirst du mehr Zutrauen zu mir haben, und mich mehr ausfragen, als ich dir sagen kann, so groß

auch meine Kunst ist. Deinen Namen, dein Alter?„....

„Nicht eine Sylbe! Ihr könnt ja so gut rathen und weissagen. Fangt doch bey den kleinen Umständen an, die ihr so gerne wissen wollt, das ist ja nur eine ganz geringe Probe.„

„Wie trotzköpfig! rief die alte Wahrsagerin. Eine andere würdest du verdrüßlich machen, aber unser einer hat Bücher, und wenn man darin nachblättert, so find't man Sachen, die wichtiger sind.„ Hier zog sie ein kleines Buch in Kalender-Format aus ihrer Tasche, blätterte eine Zeitlang darinne, murmelte was dazu her, und verlas dann mit einem feyerlichen Ton überlaut: **Richard Oberthon zu London, vor achtzehen Jahren, am lezten Ostertag geboren:** sie schlug ihr Buch zu, nahm **Richard** bey der Hand, und sagte: Du siehst, wir haben Mittel, zu erfahren, was man uns nicht gestehen will.

Ein kalter Schweiß überlief den armen Richard vom Kopf bis zu den Füßen: Man sagte ihm einen Zunamen, den er seit seiner Abreise aus der Schule sorgfältig verborgen hielt; man erinnerte ihn an Umstände, die er in der Jugend von seiner Wohlthäterin, der Mistriß Hallen, gehört,

und seitdem fast vergessen hatte. Alle seine mühselig gesammelten Grundsätze waren auf einmal über den Haufen geworfen. So wenig er vorher auf Wahrsager und Zauberer hielt, so sehr glaubte er jezt daran.

Die Zigeunerin sah ihn an, durchschaute ihn ganz. „Nicht wahr, junger Mensch„ sagte sie, „ich habe dich überrascht, aber erschrecken will ich dich nicht. Ich kann dir nicht gefährlich werden. Bey dem ersten Blick habe ich eine besondere Neigung gegen dich gefühlt. Ueberlaß dich mir ganz, und ich steh' dir für ein Glück, das alle deine Hofnungen übersteigt.„

„Euch mich ganz überlassen?„ antwortete Richard, indem er sie mit forschendem Blicke betrachtete. „Ach! wenn ich euch ansehe, so zieh't mich eine heimliche Kraft zu euch hin. Ich weiß nicht, aber mich fesselte der erste Augenblick an euch: allein euer Gewerbe, ein Handwerk, das so mit Recht verschrien ist, widerstand mir. Nun habt ihr mich gezwungen, eurer Kunst zu trauen . . . und ich überlasse mich euch völlig!„

„Kind,„ sagte die Zigeunerin, mit feuchtem Blicke, und mit dem sanftesten Ton, „verbanne alles Mißtrauen, alle Furcht. Du bist jung, unglücklich, fast von der ganzen Schöpfung ver-

lassen. Könnte ich dich betrügen wollen? Durch meine Kunst will ich alle deine Bedürfnisse, alle deine Schwachheiten aufspüren, dich schützen, dir beystehen. Wenn mein Rath nie gegen die strengste Sittlichkeit streitet, dir nie einen anderen Weg zeichnet, als den, welchen Tugend und dein Wohl heischen, warum solltest du mir nicht folgen, dich nicht an mich binden?„

Mit ein paar Augen voller Erstaunen sah' Richard die Alte an. Sie schlug die Augen nicht nieder, und konnte seinen starren spähenden Blick ertragen; Wahrheit, Edelmuth und Würde leuchteten aus ihrem Gesichte, verbreiteten sich durch ihre Mienen, und spotteten so des wunderlichen, lumpigen Gewandes, das sie bedeckte.

Noch immer blieb er stumm und schweigend, als sie wieder anfing: „Die Augenblicke sind kostbar. Entweder meine Kunst trügt mich, oder deine Seele wird von Leidenschaften gefoltert, deren Feuer man mäßigen muß. Du bist wegen der Sicherheit deines Daseyns bekümmert, unruhig, und bist es nicht allein um dich.„

Wer ihr auch seyd, rief Richard, Sterbliche, Engel, Dämon, die ihr mir zum Beystand herbeyeiletet, der nichts verborgen bleibt, sagt mir, wer ich bin, wohin ich gehen, wie ich mich

aus so einer gefährlichen Lage ziehen, wie ich mich vor mir selbst retten soll? Ich hasse, ich verabscheue mich.

„Mäßige dies Aufbrausen! Sein Grund liegt in einer Verzweifelung, die nicht vernünftig, noch weniger gegründet ist. Schränke auch deine Neugierde ein bischen ein. Thust du nicht schon, was ich dir sagte, daß du thun würdest? Erst wolltest du nichts, gar nichts von mir wissen, jezt Alles auf einmal, und obendrein Dinge, die ich dir vor der Zeit nicht ohne Gefahr sagen darf. Du bist das nicht, was du zu seyn scheinst, aber mehr zu entdecken, ist mir nicht erlaubt. Du bist ein unglückliches Wesen, das die Verirrungen deiner Eltern herabsezten; verdiene nun wieder deinen vorigen Platz, durch Ergebung, Sanftmuth, Geduld. Vergiß, bis dahin, dich selbst; überlaß dich blos meiner Leitung. Ich verlange einen blinden Gehorsam. Sir George, seiner vergeblichen Verfolgungen müde, hat deine Spur verlassen, die man ihm zu verbergen wußte. Seine Leute sind umgekehrt, und du bist außer Gefahr, entdeckt zu werden, wenn du dich verkleidest. Wundre dich nicht, unter was für einer Gestalt ich dir auch erscheine. Keine von allen wird meine eigene seyn, aber

jede deine Ruhe, deine Sicherheit, dein Glück, das nunmehro der Gegenstand meiner liebsten Wünsche ist, allein zum Zweck haben.„

Nichts vermag das Erstaunen des armen Richard, noch den Aufruhr seiner Seele zu schildern. Die wunderbaren Kenntnisse der Zigeunerin, die er sich nicht ableugnen konnte, das Auffallende ihrer Gestalt und ihrer Reden, und das Vielahndende, Schmeichelnde in ihren Versprechungen, würden ihn schon haben erschüttern können. Aber es riß ihn noch ein Etwas hin, das weit stärker war. Zwischen Furcht und Achtung schwebend, sprach sein Herz für sie: er küßte ihr die Hand, und benezte sie mit Thränen.

„Richard, ich habe gesiegt! rief sie aus, nun gehorchst du mir. Erlaube mir von heute an den so süßen Namen, Sohn; es wird eine Zeit kommen, wo ich ihn dir mit mehr Zufriedenheit geben werde.

Ach! seufzte Richard, nie gab ihn jemand noch mir ....

„Ich weiß es. Du hast dabey eine der schönsten Empfindungen verlohren: aber ich will dich schadlos halten: nur gewähre mir auch das Zutrauen, das man einer Mutter schuldig ist ... Hast du Miß Dorotheen vergessen?„

O Him-

O Himmel! Sie vergessen? Nie! Ihre Güte, die ich so übel belohnte, ihre Zärtlichkeit, die Achtung ihrer Eltern, die sie vielleicht um mich verlohr, werden mein ganzes Leben verbittern. Mein Herz ward schuldlos, schien es wenigstens zu seyn. Man wollte mir die Augen öfnen: ich wollte nicht; und so, ohne es zu ahnden, verschuldete ich die größte Undankbarkeit. Ich glaubte, sie würde mir das Leben kosten ....

„Unvorsichtig, sehr unvorsichtig warst du, mein Kind, aber Sir George und Mylady waren es noch mehr.„

Ich bin hart gestraft, ich habe Miß Dorotheen beleidiget. Nie werde ich sie wieder sehen, und doch ohne sie nicht leben können ....

„Man muß sich nicht solchen schwarzen Gedanken überlassen, mein Sohn; du liebst warm, wie ich sehe, und es ist gewiß traurig, eine so heftige Leidenschaft für eine Person zu haben, die ganz über unsere Verhältnisse ist. Aber das Glück hat zuweilen seine Einfälle.„

Gott! rief Richard, überhäufe mit deinen besten Freuden die liebenswürdige Dorothee, aber nie lasse sie so weit fallen, daß ich auf sie Ansprüche machen kann, über die sie erröthet.

„Edel gedacht, mein Sohn, das macht dich eines bessern Schicksals würdig. Ich rathe dir eben nicht, dich gar zu schmeichelhaften Hofnungen zu überlassen; doch führe dich mit Klugheit auf, und die Umstände können sich vielleicht ändern, daß Miß Dorothee deine Hand annehmen kann, ohne sich zu erniedrigen„.... Sie mich heyrathen! rief Richard mit krampfhaften Entzücken. Ich darf das hoffen!.... „Das will ich nicht sagen, antwortete die Zigeunerin. Weg mit dergleichen Aufwallungen! Glaube, daß menschliche Klugheit, vom Himmel unterstüzt, glückliche Veränderungen in deinem Schicksal hervorbringen kann. Aber du mußt durch deine Vorsicht, durch deine Zurückhaltung dazu beytragen. Uebergieb dich ganz meiner Leitung, und fang damit an, daß du die Kleidung ablegst, die du trägst. In jedem anderen Orte, diesen ausgenommen, würde sie dich zu sehr aussetzen. Laß uns wieder hineingehn, und ich will für deine Verkleidung sorgen.„

Sie gingen in das Kabinet, wo Richard die Nacht zugebracht hatte, und die Zigeunerin hieß ihn da warten. Eine Viertelstunde drauf kam sie wieder, und hatte beyde Arme voll Weiber-Kleider, die reinlich, aber sehr einfach waren. Sie hatte sie von der guten Frau Frank

gekauft,

gekauft, und mit ihrer Hülfe legte sie Richard an. So wie er fertig war, ließ sie ihn sich sezen. „Hör' mich an, sagte sie. Ich bediene mich jezt einer unschuldigen List, deren Nutzen du eines Tages einsehen wirst. Du mußt sie durch deine Handlungen, deine Reden unterstützen. Die Pachterin und ihre ganze Familie halten dich für die Tochter Tom Cawssons, eines Edelmanns aus der Grafschaft Kent. Du heißst Arabelle. Man wollte dich an einen Mann verheyrathen, dessen Alter mit dem deinigen gar nicht paßte. Um dieser Verbindung zu entgehen, flohst du, und deine Eltern lassen dich durch ganz England suchen. Dein Vater, der deine Fehler vergiebt, erwartet dich mit ofnen Armen, und da er seit drey Monaten auf deiner Spur ist, und dich in einem benachbarten Schlosse entdeckt hat, so ist er nur noch zehen Meilen von hier entfernt. Ich gehe alleweile, ihm Nachricht zu geben. Ohne Zweifel ist er übermorgen früh hier: sey bereit ihn zu empfangen. Gott befohlen, Miß Arabelle Cawsson; wir sehen uns bald wieder.„

Kaum war die Zigeunerin zur Thüre hinaus, als Dolli und ihre Mutter hineinkamen. „Ah! Ah! Miß, sagten sie, wir haben's gleich vermuthet;

muthet; sie haben so ein zärtliches Ansehen, ihre Stimme ist so gesangvoll, und die garstige Livrey stand ihnen so häßlich! Man sah' wohl, daß sie nicht auf ihren Leib gemacht war. Nu! alles wird gut gehn, Miß Cawsson. Seyn sie ruhig: übermorgen soll ihr Vater kommen. Sie haben seit drey Tagen nichts gegessen: sehen sie, das ist gar nicht hübsch.„

Diese Anrede sezte Richard in Verlegenheit; an Lügen nicht gewöhnt, erröthete er leichtlich, und da er noch dazu stille schwieg, spielte er seine Rolle vortreflich. Bis jezt hatte die Verschiedenheit des Geschlechts Dolli und ihre Mutter sehr zurückhaltend gegen ihn gemacht, aber nun, da alle Furcht verschwunden war, machten sie ihm ein bischen lebhaftere Liebkosungen, die ihm seine Situation nicht wenig erschwerten. Doch ging der Abend und der andere Tag hin, ohne daß er sich verrathen hätte.

Kaum brach der Tag an, an welchem die falsche Miß Arabella abgeholt werden sollte, als schon zwey Leute an der Thür des Pachthofes erschienen. Sie waren zu Pferde, und hatten eines an der Hand, das prächtig aufgezäumt war. Alles war auf, und Miß Arabelle fertig und bereit, jedes Abentheuer zu bestehen.

Die

Die Reuter stiegen ab, und der eine fragte den Bruder der Dolli, ob Miß Arabelle in diesem Hause sey? Miß selbst trat bey dieser Anrede hervor. Der Ansehnlichste von den angekommenen Fremdlingen, der das Gesichte fast über und über mit dem Kragen seines Rodingote bedeckt hatte, stürzte auf sie los, umarmte sie mit der wärmsten Zärtlichkeit: und der andere brachte diesem das Pferd, und half ihm aufsteigen. Der Vater der Miß schien sehr angelegentlich mit den Leuten im Hause zu sprechen, und ihnen Dank zu sagen. Das alles war sehr geschwind geendiget, und die Gesellschaft auf dem Wege.

Richard folgte verkleidet seinen unbekannten Führern. Ohne Zweifel waren sie von der Zigeunerin abgeschickt. Aber wer kann dieses menschenfreundliche, liebvolle Wesen seyn? Chiromantie, Magie, alle Künste dieser Art waren bey Richard, der studirt hatte, längst außer Glauben gekommen: unter einem Wahrsager, einem Zauberer, konnte er sich nichts anders denken, als einen Betrüger. Und doch sezten fast alle diese Wunderdinge, die ihm solch' ein Erstaunen auspreßten, etwas übernatürliches voraus! Erlaubte aber die Religion Hülfe aus einer

unbe-

unbekannten, verdächtigen Quelle anzunehmen? Man hatte ihm jedoch versichert, daß er den Weg der Ehre, der Tugend geführt werden sollte. Würde ein bösartiges, übelgesinntes Wesen wohl diese Sprache geführt, und sich zu so was anheischig gemacht haben?

Zwischen diesen sich widersprechenden Vorstellungen hin und her schwankend, und voll von der Lektüre eines Plato und Apulejus, erinnerte sich Richard plözlich des Dämons des Sokrates. Seine Leichtgläubigkeit ging noch weiter, und er träumte von Genien und Feen. Nichts schien ihm wahr, aber auch nichts unwahrscheinlich. Endlich faßte er den Entschluß, jeden Rath, jede Handlung, zu der man ihn verleiten würde, genau zu prüfen, und der Ursache davon nachzuspüren.

Nach einer dreystündigen Reise, die nichts weniger als langsam ging, langte die Kavalkade zu Honyton, vor der Thür eines Gasthofes an. Einer von den Reutern ging voraus, der andere blieb da, um Miß beym Herabsteigen die Hand zu geben. Man brachte sie unten in einen Saal, und ließ sie da allein. Vor der Thür saß ein junger Mensch, der in der äußersten Verzweiflung zu seyn schien, und überlaut schrie. Richard

chard sezte sich ganz stille nieder, und war zu sehr mit seiner eigenen Geschichte beschäftiget, als daß er sich um die eines andern bekümmern konnte. Einige Augenblicke darauf kam die Magd aus dem Gasthofe, und rief Richarden mit den Worten: „Ihr Herr Vater erwartet sie in seiner Stube, und ich soll sie hinbringen.„ Richard folgte ihr, sie wies ihm die Thüre, entfernte sich, und er ging hinein. Er fand da einen Mann von schlankem, aber hohem, verhältnißmäßigem Wuchse, einer edlen einnehmenden Gestalt, bescheidener Miene: ein Kavalier von ohngefähr vier bis fünf und dreyßig Jahren. Frey und ungezwungen redete er Richarden an, umarmte ihn, und fragte: Nun liebe Miß, sind sie müde?

Diese Höflichkeit des Unbekannten sezte die Miß in nicht geringe Verlegenheit. Sie nahm sie mit Kälte an, maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, konnte sich aber nicht besinnen, daß sie ihn irgendwo gesehn habe.

Den Fremden belustigte diese Verwirrung. „Sie können sich also nicht auf mein Gesicht besinnen, liebe Miß, sagte er, und doch habe ich keines angenommen, das ihnen so ganz fremd, so ganz unbekannt seyn kann. Es sind erst zwey

Tage,

Tage, daß sie ein hübscher Junge, und ich ihre Mutter war. Diesen Morgen galten sie für die Tochter des Herrn Cawsons; ich für ihren Vater. Aber nun bin ich, wie sie sehen, keiner von den plumpen, ungehobelten Landjunkern, sondern der Hauptmann Sentri, ein Offizier, der seiner Abdankung entgegen sieht. Sie sind meine Tochter, und es lebe Miß Bekit Sentri. Lassen sie sehen, daß sie würdig sind, einem Manne anzugehören, mit dem der Staat zufrieden ist, und den er bald zur Belohnung für seine Dienste auf die Liste der veralteten, abgestorbenen Schulden setzen wird.„

Ach! sie sind, was sie seyn wollen, rief Richard aus! Sagen sie mir aber, was bin ich? Ich bleibe also Mädchen, weil's ihnen so gefällt, doch will ich hoffen nur zum Schein.

Der angebliche Hauptmann lachte über die Furcht seiner Tochter. „Die Rolle eines artigen jungen Mädchen ist eben nicht zu verachten, sagte er, doch soll ihr Geschmack auf keine Art gezwungen werden. Die Lage ihrer Sachen erfordert eine solche Verkleidung, und tragen sie Sorge, daß sie ihre Rolle nicht vergessen. Bringt sie sie näher mit Personen des Geschlechts zusammen, von dem sie zu seyn scheinen, so hüten

sie

sie sich vor den Verirrungen des ihrigen. Sollten sie sich in einem solchen Falle vergessen; so warne ich sie zum voraus, denn ich bin rachgierig, und stehe dann für nichts.

Diese Drohung wurde in einem ernsthaften Tone vorgebracht, und machte Richarden nachdenkend. Seine Kleidung schien ihm nun noch lästiger. „Ohne Zweifel, sagte er zum Hauptmann, werden sie mich bald von diesem Zwange befreyen?„

Gerade das Gegentheil, antwortete der Sir; sie sollen Zeit genug haben, sich daran zu gewöhnen: ich weiß nicht einmal, ob sie eine Engländerin bleiben können: das besteht nicht mit ihrem Vortheile, besteht nicht mit meinen Absichten, und sie müssen eine Walliserin werden.

„Ich, eine Walliserin! aber das ist nicht möglich; ich kann weder Walliser noch Walliserin seyn..... Versteh' ich denn ein Wort von der wallisischen Sprache?„....

Alles in der Welt kommt auf den Schein an, sagte der Hauptmann. Ich, der ich mit ihnen rede, bin das nicht, was ich zu seyn scheine; bin ganz was anders, und sie werden mich einmal kennen lernen. Sie sollen weder Miß Beckit Sentri, noch Walliserin seyn; sie

sollen es nur scheinen. Uebrigens muß man nicht bey allem seine Zuflucht zum Wunderbaren nehmen. Wir gehen also nach Wallis; ich bringe sie da in ein gutes Haus, und haben sie sich gehörig unterrichtet, so erscheinen sie dann auf dem Schauplatz, wo sie sich eines guten Erfolgs gewiß getrösten können.

Richard schwieg ganz stille, den Kopf mit all' den räthselhaften Dingen angefüllt, die er gehört hatte. Auf seinem Gesichte sah man Erstaunen, Verwirrung. „Das arme Kind, sagte der Kapitain, ist außer sich, und kann sich nicht fassen, ich muß nur ein paar Wörtchen von Miß Dorothee einfließen lassen.„

Von Miß Dorothee! rief Richard. Könnten sie mir Nachrichten von ihr sagen?.... „Daß sie ihr sehr am Herzen liegen„ antwortete der Hauptmann.... Nun so ist sie also unglücklich!.... „Nein; weit zufriedener. Mistriß Brown, ihre Tante, hat sie von den Vorwürfen befreyt, die sie beständig erdulden mußte. Sie soll mir aus dem Hause, sagte Sir George, das Mädchen ohne Gefühl von Ehre. Und ich nehme sie in das meinige auf, antwortete die gute Tante... Ich enterbe sie, sezte der Baronet hinzu... Und ich gebe ihr einmal

mal mein ganzes Vermögen, kreischte die Tante. Das ist niederträchtig, abscheulich, sagte Mylady Nettling. Ich will sie nie wieder sehn.... Und ich kann sie nie genug sehn, antwortete die Tante. Ich will sie zur Thüre hinaus schmeissen, schrie der alte Baronet ... Und ich will sie in meine Arme schließen, gegenredete die Tante. Den Augenblick wollte ich sie auf mein Landgut führen, wenn es nur ohne Gefahr geschehen könnte.„

Sie ist also krank? rief Richard mit der sichtlichsten Unruhe.

„Alles ist überstanden. Sie ist besser, und wird nun ihrer Tante folgen. Schon jezt ist sie vor den Bitterkeiten ihrer Eltern in Sicherheit. Sie sind nach einem ihrer Landgüter in die Grafschaft Derbent gereist, und ich müßte mich sehr irren, wenn Miß Dorothee nicht am unruhigsten über das Schicksal ihres armen Richards ist.„

Die gute Miß! rief Richard. Sie liebte mich also; beunruhiget sich meinetwegen. Aber sie schmeicheln mir, mein Herr..... Sagen sie mir.... „Aber ich kann ihnen nichts mehr sagen, liebe Beckit, rief der Hauptmann, und entfernte sich mit einem zerstreuten Wesen, in-

dem er seine Augen auf etwas zu heften schien, das im Hofe des Wirthshauses vorging.

Der Reisegefährte des Hauptmanns redete mit dem jungen trostlosen Menschen, den Richard beym Eintritt in das Haus an der Thüre gesehen hatte; kam dann in das Zimmer, und sagte der jungen Miß und ihrem Vater, daß das Essen aufgetragen sey.

Tom, fragte der Hauptmann, was fehlt dem jungen Menschen?

„Es ist der Sohn eines Pachters aus der Nachbarschaft. Während daß sein Vater nicht zu Hause war, nimmt er ein Pferd, um das Wettrennen zu Culliton zu sehen; aber auf dem Rückwege begegnete er einem Räuber in einem hohlen Wege, der ihm das Pferd genommen, und ihn gezwungen hat, den Oberrock mit ihm zu tauschen. Nun traut er sich nicht wieder zu seinem Vater.„

Tom, sagte der Kapitain, der Räuber kannte nicht den Werth des Oberrockes, den er weggegeben hat. Der junge Mensch soll in der rechten Tasche nachsuchen, und er wird darin einen Beutel mit Guineen finden, der seinen Vater wegen dem Verlust seiner schlechten Mähre hinlänglich trösten wird.

Mit

Mit der größten Eile sprang Tom die Treppe hinunter, und gleich darauf waren der Hauptmann und **Richard** Zeugen der ausgelassensten Freude, in die der junge Landmann beym Anblick des Schatzes ausbrach. Es mochten ohngefähr ein zwanzig Guineen in dem Beutel seyn; während, daß man sich an diesem Auftritt weidete, war das Essen aufgetragen. Man aß, und dann ging die Reise weiter.

Die Gesellschaft kam Abends zu Bridgwater an, und **Richard**, der noch von einem Fieberanfall und seinem viertägigen Fasten ermüdet war, sehnte sich nicht wenig nach Ruhe. Es wurde beschlossen, daß man morgen die Reise nicht fortsetzen wolle, und Tom, der angebliche Bediente des Hauptmanns, wurde unter einem Vorwande verschickt, der nur allein seinem Herrn bekannt blieb.

Der Gasthof, wo sie eingekehrt waren, wimmelte von französischen Kriegsgefangenen: unter diesen befand sich ein Fähndrich von der Marine, zwey See-Kadetten, ein Wundarzt und zwey Lootsen. Getäuscht durch **Richards** Verkleidung, und durch seine reizende Gestalt, riefen diese Fremdlinge so laut, daß er es hören konnte: **Welch' eine schöne Miß!** aber we-

der Miß noch der Hauptmann, ihr Begleiter, schienen Acht auf dieses Kompliment zu haben, das in einer fremden Sprache gesagt wurde, und vielleicht überdies ein bischen mit schiffmäßigen Ausdrücken gewürzt ward. **Richard** legte sich nieder, schlief bis an hellen Morgen; der Hauptmann ging bey guter Zeit aus.

Gegen eilf Uhr stieg **Richard** auf, und war beschäftigt, seinem Anzuge, mit Hülfe eines Mädchens aus dem Gasthofe, so viel Anstand zu geben, als möglich. Auf einmal entstand ein gewaltiger Lermen im Hause; die französischen Offiziere kamen fluchend und schwörend zurück, von einem Haufen Volks verfolgt, das sie mit Steinen warf. Sie hatten die Thüre kaum hinter sich zugeschlossen, als ein Konstabel mit seinem Stock in der Hand sie besezte, tüchtig anschlug, und im Namen der lieben Gerechtigkeit befahl, daß man aufmachen sollte. Der Wirth wollte gehorchen, die Franzosen aber nicht, und so entstand in und außer dem Hause ein schrecklicher Auflauf.

Richard, der von Natur viel Neugier besaß, ging aus seinem Zimmer, und fragte die Gefangenen auf französisch nach der Ursach des Gezänkes. Diese, erfreut, ein englisches Frauenzim-

zimmer ihre Sprache reden zu hören, antwortete: der Pöbel hat uns beschimpft und geschlagen; und wir haben uns ihm widersezt. Es ist unbegreiflich, wie er sich eine solche Ausschweifung erlauben kann, da wir unter dem Schutze der Regierung stehen. Ohne Zweifel wird man die Beleidigung noch weiter treiben wollen, aber ehe wir das dulden, wollen wir uns lieber unter den Trümmern des Hauses begraben. Bey diesen Worten griffen sie nach ihren Degen, und berathschlagten sich, ob sie auf dies Gesindel einen Ausfall thun wollten, oder nicht.

Richard begriff die Veranlassung zu diesem Streit nicht, verstand noch weniger vom Völkerrecht, und wußte also nicht, wem er Recht geben sollte. Im Hause sahe er Muth und Entschlossenheit, und wie er den Kopf zum Fenster hinaus steckte, erblickte er einen Mann von ehrbarem gutem Ansehen, ganz einfach gekleidet, der in der äußersten Wuth war, und immer den Pöbel aufhezte. Ich muß dafür gerächt werden! schrie er ohnaufhörlich; ich gehe zum Friedensrichter, an die Admiralität, ans Parlament, an den König. Schlagt die Thüre ein, und wenn's nöthig ist, das Haus.

Der Tumult wurde immer größer, und beyden Theilen drohte Gefahr, als auf einmal der Hauptmann Sentri in der Gasse erschien. Mit der höflichsten Miene wendete er sich an den Konstabel und an den Mann, der dem Haufen so wüthig predigte.

Herr Orchard, sagte er, und sie Herr Friedenstifter, die Leute, welche sie hier mit Gewalt in Verhaft nehmen wollen, sind Kriegsgefangene, für die sie Achtung haben müssen. Sind sie von ihnen beleidiget, sind sie ihnen Entschädigung schuldig, so bürge ich für zehn tausend Pfund. Ist es nöthig, daß sie zum Friedensrichter gehen, so werden sie ohne Zwang mit mir kommen, und so bald ich im Hause bin, soll sich die Thür auch für sie öfnen. Sind sie erst von der Sache unterrichtet, so werden sie mir Dank wissen, daß ich ihnen zur Gelindigkeit gerathen habe.

Der Konstabel wendete sich bey diesen Worten zu Herrn Orchard. „Mit zehn tausend Pfund, dächte ich, könnte man viel blutige Köpfe bezahlen, sagte er, und alle Schadensersetzungen bestreiten, die nur ein Richter zuerkennen kann. Der Herr da, (auf den Hauptmann Sentri zeigend) ist ein ehrlicher, braver

Mann, der die Gesetze des Königreichs kennt, und ich, der ich ein Gerichtsbeamter bin, gebe meine Stimme dazu, daß ihr euch ruhig verhaltet und ihn schalten lasset.„

Herr Orchard sahe sich genöthigt, der Meynung des Konstabels zu folgen, und dieser that einen Ruf und einen Wink mit seinem Stock, auf den das Volk sogleich aus einander ging. Man machte nun dem Hauptmanne ohne Schwierigkeit auf, der die französischen Offiziere mit einem ungezwungenen Wesen, und mit unglaublicher Geläufigkeit in ihrer Sprache anredete. „Meine Herren, sagte er, ein ehrlicher Mann, einer der reichsten Pachter dieser Gegend, glaubt von ihnen beleidigt zu seyn: ich kenne aber ihre Unschuld, und kann sie nöthigenfalls augenscheinlich erörtern: es möchte aber doch nöthig seyn, daß wir ihn selbst überzeugen, und den Gerichtsbedienten in Stand setzen, seinen Bericht davon zu erstatten. Beyde sind geneigt, vernünftigen Gründen Gehör zu geben, und sie sind ihnen um ihrer eigenen Ruhe willen die Erläuterungen schuldig, die man von ihnen verlangt.„

Die französischen Offiziere ließen sich einen so vernünftigen Vorschlag gefallen. Herr Orchard und der Konstabel wurden eingelassen,

man hieß sie sich setzen. Der Hauptmann Sentri fing die Sache folgendergestalt an.

„Worüber beklagen sie sich Herr Orchard? Diese Herrn verstehen unsere Sprache nicht, und ich werde für sie antworten müssen.„

Diese Franzosen da, erwiederte der ehrliche Pachter, trafen eine meiner Töchter an, die aus der Kirche, und über eine Wiese ging, um sich nach Hause zu begeben. Es waren ihrer drey, und sie unterstanden sich, ihr auf eine unschickliche Art zu begegnen. Einige junge Leute aus dem Dorfe kamen dazu, und wollten sie vertheidigen, aber sie mußten der Gewalt weichen, und einer von den Angreifenden entführt mir mein Kind. Ich komme auch aus der Kirche, erfahre das . . . .

„Beruhigen sie sich, Herr Orchard, ihre Tochter ist weder beleidigt noch entführt. Diese drey Herrn da befanden sich auf ihrem Wege. Sie hatten Blumensträuße, und waren so höflich, sie ihr anzubieten. Ihre Tochter verbat es, man verstand sich nicht, und während einer solchen beschwerlichen Unterhaltung erschienen fünf junge Leute aus dem Kirchspiele, die diese Herren angriffen, aber gut empfangen wurden. Ihre Tochter war so darüber erschrocken, daß sie in Ohn-

Ohnmacht fallen wollte, als ein artiger Engländer ihr den Arm bot, und sie nach Hause führte, wo sie sich alleweile befindet.„

Sie versichern mich das, mein Herr? „Ja, antwortete der Hauptmann, und ich stehe ihnen dafür.„

Nun dann mögen die, welche die Schläge empfangen haben, ihre Entschädigung suchen, wo sie wollen. Sie, Herr Hauptmann, sind so gütig, mich bey den Herren wegen des Vorgefallenen zu entschuldigen, und begleiten mich zu dem Friedensrichter, um den Folgen dieser Sache vorzubeugen.

Während der ganzen Unterhandlung hatten die Offiziere die Augen auf den Hauptmann und den Pachter gerichtet. Sie verstanden sie nicht, sahen aber an Herrn Orchard, daß er sich nach und nach beruhigte, während daß sich auf dem Gesichte des Konstabels Mißvergnügen und Unmuth zeigten. Der Hauptmann sagte endlich zu ihnen: Meine Herrn, der Lermen ist vorbey. Herr Orchard gesteht, daß er Unrecht hat, und bittet sie, zu vergessen, daß er Theil an den Beleidigungen nahm, über die sie sich mit Recht beklagen können. Die Franzosen machten

ten Herr Orchard eine Verbeugung, er erwiederte sie, und die drey Engländer gingen ihres Weges.

Richard, der einzige Zeuge bey dem ganzen Handel, (er verstand beyder Sprachen, hatte daher nicht ein Wort verlohren), blieb bey den Fremden. Der älteste von ihnen näherte sich ihm. „Liebenswürdige Miß, sagte er, wir verstehen von alle dem, was da vorgegangen ist, nur die Hälfte. Aber allem Anschein nach sind wir ihrem Herrn Vater die größten Verbindlichkeiten schuldig. Er spricht ein so reines Französisch, zeigt so viel Eifer uns zu dienen, daß ich gewiß glaube, er ist in unserm Lande gebohren.„

Er hat die Schuldigkeit eines Engländers gethan, antwortete Richard, und Britte ist er, auch das versichere ich ihnen. Diese Antwort kostete Richards Ehrlichkeit etwas, denn je mehr er den Hauptmann kennen lernte, je weniger konnte er sich ihn erklären; noch keine Stunde war verflossen, so trat dieser herein. „Miß, nehmen sie ihren Huth, ihre Handschuhe: der gute Herr Orchard bittet uns zum Essen, und wir gehen hin.„

Das ernsthafte Gesicht des Hauptmanns, und die Wendung, die er bey diesem Vorschlage genommen hatte, brachten Richarden fast ausser Fassung. „Gewiß, mein Herr, sagte er, sie sollten mich so, wie ich da bin, nicht vor Leuten sehen lassen. Was werde ich für eine Figur unter Unbekannten spielen?„

Die, eines jungen Mädchens ohne Welt, ohne Lebensart, ohne Anstand; eines Mädchens, die alles in Verlegenheit sezt. Sie haben eine gute, vortrefliche Anlage dazu, aber sie müssen noch ausgebildet werden. Ich bin mit ihrem heutigen Betragen recht wohl zufrieden; aber nun sollen sie auf eine größere Bühne auftreten, wo man sie länger, und mehr in der Nähe sehen wird.

Richard, der entschlossen war, sich bis auf einen gewissen Punkt von ihm leiten zu lassen, gehorchte dem Hauptmann ohne weitere Widerrede, und beyde begaben sich an den Ort der Einladung.

Unter der Hülle der größten Simplizität, athmete man in dem Hause des Herrn Orchard Wohlstand, und Ueberfluß; Aufrichtigkeit und Wohlwollen zeigten sich auf jedem Gesichte, das zu seiner Familie gehörte. Frau

Orchard, und drey Töchter, frisch und blühend an Jugend und Reizen, kamen Richard entgegen, und empfingen ihn mit den liebevollsten Umarmungen, zwey große, kraftvolle, wohlgebildete Buben machten ihm ihren Krazfuß, zwar nicht mit dem besten Anstande, aber doch immer mit bescheidener Zuversichtlichkeit. Man setzte sich nun zu Tische, und das Mahl war so, wie es auf dem Lande, von einem reichen Pachter zu erwarten ist. Mehr Reinlichkeit und Ueberfluß als Geschmack; Aufmerksamkeiten und Zuvorkommungen die Hülle und Fülle; Freymüthigkeit ohne Offenheit; Lust ohne Fröhlichkeit; saftige, gute Speisen ohne Appretur; Bier aus den Zeiten des Königs Johannes, und sechserley Arten Pudding; aber alles aus gutem Herzen gegeben. Ein jedes gab sich alle Mühe, den Geschmack der beyden Fremden zu errathen; man stürmte ohne Barmherzigkeit mit Nöthigungen in sie, und bediente sie auf den ersten Wink. Die falsche Miß war der Gegenstand der Neckereyen der jungen Mädchen, die sie als ihre Gespielin ansahen, und die zwey jungen Pursche liebäugelten ohnaufhörlich mit ihr, weil sie solche ganz nach ihrem Geschmacke fanden. Als man fertig war, blieb Herr Orchard,

sei-

seine Söhne und der Hauptmann am Tische sitzen, Frau **Orchard** und ihre Mädchen führten **Richarden** in ein Nebenzimmer, wo man verschiedene Liqueurs aufgetragen hatte.

Hier legten sie nun allen Zwang ab, und überhäuften ihn mit den lebhaftesten und schmeichlendsten Liebkosungen. Die Lage der armen Miß wurden immer schlimmer. Undankbarkeit war **Richards** Sache von Natur nicht, und hier wollte der Wohlstand noch, daß er Höflichkeit mit Höflichkeit vergelten sollte. Ueberließ er sich seinen Empfindungen ein bischen, so fürchtete er zu weit zu gehen, und er sahe sich bald dem Augenblicke nah, wo er alles vergessen, oder selbst fliehen mußte, als zu allem Glücke die Söhne des Herrn **Orchard** und der Hauptmann hereintraten. Der älteste brachte eine Violine, der jüngste eine Trommel, und es wurde ein Tänzchen vorgeschlagen. Hauptmann **Sentri** eröfnete den Ball, tanzte mit Frau **Orchard** einen Hornpipe, und das mit dem feinen Anstande eines Hofmannes, und dem Feuer, der Leichtigkeit eines jungen Menschen. Dann kam die Reihe an die Demoisellen **Orchard**, und diese wurden wegen ihrer ungezwungenen natürlichen Annehmlichkeiten nicht

weniger bewundert. Alles ging gut, man war lustig und fröhlich, als auf einmal der älteste Sohn vom Hause Richarden aufforderte. Er entschuldigte sich so gut wie möglich, und versicherte, daß er nicht tanzen könne, als ihm der Hauptmann zurief: Nur frisch, liebe Beckit, sie haben nie getanzt, das weiß ich, aber in einer Gesellschaft wie diese, die voll Nachsicht für sie ist, dürfen sie es wohl das erstemal wagen. Im Anfange geht es nicht gut, nach und nach lernt sichs durch die Uebung. Richard mußte gehorchen, benahm sich aber bey der Sache sehr übel. An einem andern Orte würde man über ihn gelacht haben, hier aber war man entzückt über seine nachgiebige Gefälligkeit. Sie trug ihm eine Menge Umarmungen von Seiten der Frauenzimmer, und über das noch eine von dem Hauptmanne ein, der ihn mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit in seine Arme schloß. Endlich erschien die Theezeit: man trank Thee, versprach, sich nie zu vergessen, und empfahl sich.

Als Richard mit dem Hauptmanne in den Gasthof zurückgekommen war, sagte dieser: Ich kann nicht genug ihre Gefälligkeit loben, liebe Beckit, sie gewinnt ihnen vollends mein Herz. Ich hätte sie bald singen lassen, aber sie singen viel

viel zu gut, als daß dies eine Höflichkeit für unsere Wirthe gewesen wäre, die nicht im Stande sind, zu einer solchen Vollkommenheit zu gelangen. Besser war es, sie tanzten. Ihre Ungeschicklichkeit bewies das Verlangen ihnen zu gefallen.

„Aber mein Herr, sie haben mich als Mädchen gekleidet, vergessen sie doch nicht, daß ich es nicht bin? Bald hätten mich die jungen Frauenzimmer . . . .„

Ich verstehe sie, sagte der Hauptmann, sie haben sie in Verlegenheit gesezt. Aber es werden solche Proben erfordert, wenn man größere noch aushalten soll. Weg mit dem kleinen, schmollenden, mißvergnügten Tone, und weg mit dem **Herrn**, oder **Madam**, wenn die Rede von mir ist. Ich bin ihr Vater oder ihre Mutter, je nachdem es Zeit und Gelegenheit heischt, und der Himmel ist mein Zeuge, er konnte ihnen keine zärtlicheren Eltern geben, ich sey auch was ich sey. Der gute Hauptmann fürchtete, daß **Richarden** dieser Verweis zu nahe gehen möchte, und umarmte ihn also mit einer so ausgezeichneten Zärtlichkeit, daß er dadurch äußerst bewegt wurde, als plötzlich ein

Mann in Uniform ihn anredete: „Je guten Tag, mein braver lieber Hauptmann!„

Ah! Ah! seyd ihrs Sergant? „Ja, Herr Hauptmann, ihr Diener Harry Baggot...

Ich dachte ihr wäret in Bath, Baggot? Ihr hattet ja Urlaub, die Bäder dort zu brauchen....

„Ja, ich war auf dem Wege, mein Herr Hauptmann, aber da treffe ich einen alten Kameraden an, der einen Gasthof hat. Er that mir den Vorschlag, seinen Aepfelwein und sein Bier zu kosten; das hab' ich gethan. Ich fang an besser zu werden, und geht das so fort, so mag meinetwegen alles Wasser von Bath in's Meer laufen.„

Hört Baggot, es ist euch der Abschied nach Bath nachgeschickt worden. Ihr wißt doch, ihr seyd nun frey. Eure Abrechnung ist fertig, und das Geld liegt bey der Admiralität. Gegen Quittung könnt ihr's alle Stunden heben. Die Summe ist ganz artig, Baggot, und ihr werdet damit angenehm und zufrieden an jedem Ort des Königreiches leben können.

„Der Himmel vergelt's ihnen tausendmal, Herr Hauptmann, rief Baggot, außer sich über so viel gute Neuigkeiten auf einmal. Die junge Mamsel da ist ihre Tochter, wie ich höre. Gott seg-

segne sie beyde. Miß, sie haben da den bravsten würdigsten Offizier in der Armee zum Vater.„

Vielen Dank für eure Freundschaft Baggot! Aber meine Tochter, gieb doch dem Serganten etwas, daß er auf unsere Gesundheit trinken kann: ich habe kein Geld bey mir.

Richard sah' den Hauptmann voll Erstaunen an: „lieber Vater, wie wollen sie, daß ich jemand Geld geben soll, wenn ich selbst keines habe?„ Du mußt welches haben, meine Tochter, erwiederte der Hauptmann: erinnere dich der Geschichte des jungen Menschen, den wir gestern antrafen, und suche in deinen Taschen.

Richard that das, und unter einem Haufen Kleinigkeiten, welche die Mode für Frauenzimmer unentbehrlich macht, fand er auch einen wohlgespickten Geldbeutel. Er zog eine Guinee heraus, gab sie dem Serganten, der sich bedankte und ging, behielt aber immer den Beutel in der Hand. Mein Herr, sagte er zum Hauptmanne, was soll ich mit dem Gelde hier machen? .... „Gutes thun, meine Tochter; ich rathe dir auch, nicht eine Gelegenheit ungenützt vorbey streichen zu lassen, sie sind alle zu kostbar.„

Sie ernennen mich also zu ihrem Almosenpfleger? Gut! das Amt soll mir Ehre machen, und ich nehme es mit Vergnügen an.

Des andern Tages sehr früh, reisete Hauptmann Sentri mit seinem Zöglinge ab, und der Tag ging ohne Abentheuer vorüber. Abends wurde in einem kleinen Dorfe Halte gemacht, und hier mußten sie die Nacht in einer elenden Hütte zubringen. Nur eine Stube, nur ein Bette war zu haben, und sie sahen sich in der Nothwendigkeit sie zu theilen. Nach einem leichten frugalen Mahle, legte sich Richard nieder. Jung wie er war, und wenig für Beschwerlichkeiten gemacht, schlief er bald ein, und lag bis neun Uhr des Morgens auf dem Ohre, da weckten ihn die Strahlen der Sonne, die gerade in sein Bette fielen: er sahe sich nach dem Hauptmanne um, machte die Vorhänge von einander, suchte ihn in der Stube, fand ihn aber nicht.

Eine Dame saß an einem Tische, mit dem Rücken gegen das Bette gekehrt, hatte ein leichtes Nachtgewand an, über das ein Pudermantel hing, und machte ihre Toilette.

Erstaunt über diese Erscheinung, kroch Richard leise und still an den Fuß des Bettes,

um den neuen Gast zu sehen, der sein kleines Zimmer mit ihm theilte.

Es war ein Frauenzimmer von mittlerem Alter, von sehr edlem Ansehen, und frischer Farbe, und mit schönen schwarzen Haaren, die sie mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit in Ordnung brachte. Von ohngefähr sah sie nach dem Fuße des Bettes, und erblickte Richards Kopf zwischen den Vorhängen.

Eilend stand sie auf, und frug schmeichelnd und scherzend: **wie hat meine kleine Miß** geschlafen?

Richard riß seine beyden Augen weit, weit auf, sah das Frauenzimmer an, betrachtete sie eine Weile, verglich das was er sahe, mit dem was er gesehen hatte, und glaubte, die Züge der Zigeunerin, und die Züge des Hauptmanns zu entdecken. Verschönert waren sie freylich, denn der Wuchs schien höher, und Haltung und Anstand schienen ganz anders. Es war auch nicht mehr dasselbe Benehmen, nicht mehr das nehmliche Gebehrdenspiel.

Himmel! rief er, sie sind es Madam! Schon wieder Madam? antwortete die Dame im Pudermantel. Du bist ein kleiner Trotzkopf. Ich bin heute deine Mutter, und daß du mir

das nicht noch einmal vergißst. Aufgestanden und hilf mir ein bischen. Man muß was lernen, um sich selbst in der Folge nützlich zu werden.

Ohnverzüglich sprang Richard nun auf, warf seine Röcke über, und half seiner Mutter, zeigte aber mehr guten Willen als Erfahrung dabey. Die Dame ließ ihn dabey deutlich genug, jedoch ohne dem Wohlstande zu nahe zu treten, sehen, daß sie gewiß zu dem Geschlechte gehöre, das sie für den heutigen Tag angenommen hatte; und als der Anzug fertig, die Toilette gemacht war, befahl sie Richarden, die Pferde satteln zu lassen. Der Wirth und seine Leute, die bey dem Aufsitzen die Verwandelung sahen, die in ihrem Hause vorgegangen war, schienen ein wenig darüber verwundert; aber da man sie gut bezahlt hatte, und sie übrigens nicht befugt waren, darnach zu fragen, so ließen sie die Damen ihres Weges ziehen, und wünschten ihnen obendrein noch eine glückliche Reise.

Wahrscheinlich ging diese auf sehr ungebahnten abgelegenen Wegen, denn das Nachtlager war für diesesmal noch schlechter als das gestrige.

Richard saß allein in einer Stube, die zwar groß genug, aber unordentlich und nicht aufgeräumt war. Unter einem gewissen Vorwande hatte sich die andere Dame entfernt. Auf einmal drangen drey Leute von gar übler, bösartiger Physionomie aus dem anstossenden Kabinette, wo sie an einem Tische gesessen hatten. Der eine sagte zur vorgeblichen Beckit, daß sie recht artig sey, der andere griff ihr unter's Kinn, und der dritte erlaubte sich noch lebhaftere Liebkosungen. Richard vertheidigte sich herzhaft, schrie und gab dem Unverschämtesten eine derbe Ohrfeige; aber das half nichts, alle drey machten sich mit vereinten Kräften über ihn her, als zu gutem Glücke die Dame erschien.

Die drey Kerls hatten Degen an der Seite. Ohne Umstände riß die Dame den ersten den besten, den sie bekommen konnte, aus der Scheide, und nun regnete es Hiebe hageldick, auf die Räuber ihrer Tochter, wie sie sie nannte. Einer davon drehte sich herum, zog und setzte sich zur Wehre, aber herzhaft ging sie auf ihn los, und schlug ihm den Degen aus der Faust.

Dieser Beweis von Muth, that mit einmal allen Anfällen auf den armen Richard Einhalt. Die Dame schwang herzhaft ihren De-

gen, und hatte das Ansehen einer wüthenden Medea; ihre Augen funkelten von Zorn, und mit einer rauhen gellenden Stimme sagte sie Worte her, die niemand verstand, die aber durch ihren Donner schreckten.

Die drey Banditen blickten sie schüchtern an, Entsetzen malte sich in ihren Augen, und rasch eilten sie zu den Pferden, die nicht weit von ihnen angebunden standen, und verschwanden im Gallop.

Nun ging die Dame hinaus, sagte dem Wirthe ein paar Worte ins Ohr, und kam so ruhig wieder herein, als ob nichts vorgefallen wäre: auch befragte sie Richard nicht darum, denn er war schon von seinem Führer gewohnt, daß er von nichts Rechenschaft ablegte. Ohne einige weitere Erklärung wurde gegessen und abgereist.

Man muß sich deswegen nicht vorstellen, daß unsere Reisenden ein beständiges Stillschweigen beobachteten. Im Gegentheil, war der Weg gut, daß sie neben einander reiten konnten, so riß das Gespräch nie ab; dabey hatte es immer Sachen zum Gegenstande, die Richarden unterrichten und belehren konnten; es war beständig munter und lebhaft.

Zwey

Zwey Tage hatten sie schon auf schlechten beschwerlichen Wegen gereist, als auf einmal die Dame zu Richard sagte: hier, liebe Beckit, ist die Gränze von Wallis, und bald sind wir nun am Ziel unserer Reise. Diesen Abend führ ich dich zu einer Dame, die eine Bekanntin des guten Hauptmann Sentri ist. Du bist seine Tochter, wie du weißt, ich bin seine Schwester. Die gute Frau, bey der du Zuflucht findest, hat zwey artige liebenswürdige Töchter, sie werden deine Gespielinnen seyn. Im Anfange werdet ihr euch nicht verstehen, und das ist gut. Es erspart eine Menge verfänglicher, häcklicher Fragen, die du, ohne darüber nachgedacht zu haben, nicht beantworten könntest. Ist es mit der Zeit so weit gekommen, daß dich die Damen verstehen, so werden sie eine Menge Sachen wissen wollen, die sich auf den Hauptmann, ihren Freund, beziehen. Ich will dir vorsagen, was du ihnen antworten kannst. „Du verlorst deine Mutter frühzeitig. Dein Vater, der aus Neigung oder Pflicht beständig reiste, hatte die Sorge deiner Erziehung einem ehrlichen Pachter in Bridgewater übertragen, der William Orchard heißt, und du sah'st ihn so selten wie mich." Laß alle deine Antworten kurz seyn,

entdecke dich niemanden, denn dein Glück hängt von deiner Vorsichtigkeit ab. Der Hauptmann Sentri hat die Aufmerksamkeit gehabt, die Dame von unserer Ankunft zu benachrichtigen, und also werden wir gut aufgenommen werden. Ich verlasse dich morgen. Diese Trennung wird mir etwas kosten, liebe **Beckit**; aber ich wache beständig bey dir. Doch hilft das alles nichts, wenn du nicht mit der größten Aufmerksamkeit selbst auf dich Achtung giebst. Möglich ist es, daß du an dem Orte deiner Zuflucht Langeweile hast, aber das schadet nichts, liebe Tochter. Es ist gut, wenn man bey Zeiten auch mit diesem Seelenleiden bekannt wird. In der schimmerndsten Lage des Lebens ist man ihm ausgesezt, und selten wird man weise, und immer unglücklich seyn, wenn man es nicht ertragen lernt.

Du wirst eine nothwendige Beschäftigung haben, da du so bald als möglich die Sprache des Landes lernen mußt. Füllt diese deine Zeit nicht ganz aus, so kannst du Spitzen klöppeln. Die Töchter der Mistriß **Bullcock** verstehen diese Arbeit vortreflich, und sie werden dich gern in ihren Geheimnissen einweihen.

Aber

Aber Madame, unterbrach sie Richard mit Ungeduld, immer sprechen sie mit mir, als ob ich ein Mädchen wäre; soll ich denn das noch lange bleiben?

Höre, Tochter, antwortete die Dame unwillig, es kömmt eine Zeit, wo du in Verzweiflung seyn wirst, daß du kein Mädchen mehr bist. „Aber Madame„ sagte Richard..... Aber Beckit, versezte sie; ich bin nicht Madame; hast du schon vergessen, daß ich deine Tante bin? Glaubst du, daß deine Ungelehrigkeit, deine Ungeduld, deine Launen, mir Lust machen werden, dir das Geschlecht zu lassen, von dem ich dir jezt nur den Schein genommen habe? Du gehörst mir ganz zu, und sollst seyn, was mir gefällt. Handle nach meinem Willen, und sprich um mir zu gefallen.

Richard sah' die Tante an, und erblickte strengen Ernst in ihrem Auge. Gewohnheit, Neigung, ein gewisser innerer Trieb, hatten ihm schon längst Ehrfurcht gegen sie eingeflößt: er glaubte sie beleidigt und wurde unruhig darüber. Die Dame ihrer Seits fürchtete die Vorwürfe zu weit getrieben zu haben, schlang ihre Arme um seinen Hals, drückte ihn mit Zärtlichkeit an

ihre Brust, und das beste Einverständniß war bald wieder hergestellt.

Man kam endlich bey Mistriß **Bullcock** an, (so hieß die wallisische Dame). Gesichter, Kleidung, Sprache, Sitten, alles war Richarden neu. Die Dame wurde mit der größten Ehrerbietung empfangen, und Richarden, ihrer Tochter, begegnete man ebenfalls als der besten, längstgekannten Freundin. Er bekam ein bequemes Zimmer, Mutter und Töchter boten alle Kräfte auf, ihm ihre Gesellschaft angenehm zu machen, und als die Tante abreisete, so nahm sie wenigstens den Trost mit auf den Weg, daß diese ihm gewiß nicht aus Mangel an zuvorkommender Aufmerksamkeit, zur Last seyn würde. Des andern Tages war nun **Richard** allein, und mitten unter einem kleinen wallisischen Volke. Er selber hatte schon den Anschein davon. Eine der Töchter von Mistriß **Bullcock** war von seinem Wuchse, er mußte ihre Kleider anziehen, und nie wurde es ihm mehr erlaubt, sie abzulegen.

Es ist ein so natürliches Bedürfniß, andere zu verstehen, und sich ihnen verständlich zu machen: daß es kein Wunder ist, wenn sich Richard mit Anstrengung und Eifer auf Erlernung der wallisischen Sprache legte. Schon frühzeitig

waren sein Geist, und sein Gedächtniß durch Wissenschaften gebildet, und man darf es nicht als was außerordentliches ansehen, daß er in vierzehen Tagen eine Menge Sachen nennen konnte, die im Kreise der alltäglichen Gedanken vorkommen. Dieses, und die Erlernung des Spitzenklöppelns füllte einen Theil seiner Zeit aus: Träumereyen und einsame Spaziergänge um das Haus, nahmen den Ueberrest des Tages hinweg. Aber so gings nicht mit den Nächten, die wurden länger. Er brachte sie mit dem Andenken an seine Dorothee hin, und verglich zuweilen die Hofnung, sie wieder zu sehen, und einmal zu besitzen, mit den sonderbaren Mitteln, deren sich sein Führer bediente. Das Resultat aller dieser Gedanken und Ueberlegungen war ein heftiges Verlangen, dies sonderlingsche Geschöpf bald wieder zu sehen. Auch feuerte es Mistriß Bullcock und ihre Töchter noch beständig damit an, daß sie täglich vom Hauptmann Sentri sprachen, und sich beklagten, daß sie nichts von ihm hörten. Richard bildete sich ein, daß er einiges Licht von ihnen bekommen könnte, und fragte sie, ob ihre Bekanntschaft mit seinem Vater schon alt sey. Es sind schon zehen Jahre, liebe Miß, sagte Mistriß Bull-

cock,

cock, daß einer unserer gemeinschaftlichen Freunde ihn zu uns brachte. Seitdem hat er uns immer als seine Familie, und Wallis als sein Vaterland angesehen. Alle seine müßigen Stunden waren uns gewidmet.

„Aber wußten sie denn, daß er verheyrathet sey?„ ....

Ich habe es erst vor fünf Jahren erfahren, versezte Mistriß Bullcock. Eine Dame aus der Nachbarschaft von einer einnehmenden Gestalt, freylich ziemlich bejahrt, aber dabey vom Glücke reichlich versorgt, bekam Neigung zu ihm. Er schien Hochachtung für sie zu haben, und mir wurde aufgetragen, die Sache zu Stande zu bringen. Die Heyrath war in allem Betracht vortheilhaft, und es wunderte mich nicht wenig, als ich eine gänzliche Abneigung bey ihrem Vater dagegen bemerkte. Ich drang in ihn, und bey der Gelegenheit geschah es, daß er mir heimlich gestand, er sey schon verheyrathet, und habe ein Kind. Ich wußte nicht einmal, liebe Miß, ob sie ein Mädchen oder ein Junge waren.

„Aber sie kannten doch seine Schwester, Madam?„ fragte Richard. Nein, antwortete Mistriß Bullcock. Kein Mensch kann weniger von sich, und weniger von Personen sprechen, die

ihm

ihm angehören, als der Hauptmann. Zurückhaltung ist es nicht, denn er ist offenherzig und frey, aber er verliert sich selbst aus dem Gesichte, sobald er andere Leute sieht.

„Finden sie eine auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und meiner Tante?„

Sehr viel Aehnlichkeit: sie ist zwar nicht so braun, hat ein offeneres Gesicht; aber wenn sie die blonde Perrücke ihres Bruders aufsezte, und sie in die Stirn rückte, so würde es sein völliges Ebenbild seyn.

Um sich nicht verfänglichen Fragen auszusetzen, schwieg **Richard**, und er erfuhr nichts, das ihm Licht hätte geben können.

Auf die Art waren schon sechs Wochen vergangen, als der Hauptmann **Sentri** das ganze Haus auf die angenehmste Art überraschte. **Richard** traute sich nicht, ihm entgegen zu gehen, denn er wußte nicht, war es der rechte, oder war es der falsche Hauptmann. Aber bald zerstreute sich seine Unruhe: ein vertraulicher, schmeichelnder Blick brachte ihn wieder in Fassung. Der Hauptmann, von der ganzen Familie umringt, erklärte nun die Ursachen seines langen Stillschweigens. Verwirrte, langweilige Geschäfte, die nun glücklich geendiget waren,

wä-

wären daran Schuld gewesen. Er hätte bis jezt in allen drey Königreichen herum schwärmen müssen; da aber nun seine Aufträge besorgt wären, so wolle er sich in der Grafschaft Sussex niederlassen, und käme, seine liebe kleine Beckit abzuholen.

Freundschaftlich machte ihm Mistriß Bullcock Vorwürfe, daß er einen Aufenthalt gewählt, der so weit von ihr entfernt sey. Aber da er sie mit seinen Gründen bekannt machte, so schwieg sie; und ließ sich sogar gefallen, daß der Tag der gemeinschaftlichen Abreise auf den andern Morgen festgesezt wurde.

Mit Beweisen der wechselseitigen aufrichtigsten Zuneigung trennte man sich. Richard ritt hinter dem Hauptmann her, und bewunderte seine Geschicklichkeit in Führung eines Pferds, und sein kriegerisches, entschlossenes Ansehen.

Woran denkst du, liebe Tochter? fragte ihn der Hauptmann, in wallisischer Sprache.

„Haben sie das Englische vergessen, Herr Hauptmann?„ antwortete Richard.

Nein; aber du wirst wohl thun, wenn du es vergißst. Uebrigens bin ich für alle meine übrige Bekannte der Hauptmann Sentri ganz

kurz: doch wie, ich dächte wir wären einander zärtlichere Namen schuldig.

„Ich bitte um Verzeihung! rief Richard, aber wir verändern so oft unsere Rollen, daß ich vergesse, ob ich mich an meinen Vater oder an meine Tante wenden soll.„

Von nun an will ich dir alle solche Zerstreuungen ersparen, sagte der Hauptmann. Ich werde meine jetzige Gestalt bis zum Zeitpunkt behalten, wo du ein neues Daseyn bekommen wirst; dann aber erschein' ich in meiner natürlichen.

Es stieß ihnen nichts auf, das der Erzählung würdig gewesen wäre, und so kamen unsere beyde Reisende nach Sussex, und hielten in einem ansehnlichen Dorfe an, das Corntree hieß. Dem Thore eines großen Schlosses gegen über hatte der Hauptmann ein kleines unansehnliches Haus gemiethet. Reinlich war es aufgepuzt, aber simpel und ohne Pracht, und eine Magd, kurz, dick und stämmig, machte das ganze Gesinde des Hauses aus. Der Hauptmann schickte gleich seine Pferde zurück, und man fing die kleine Haushaltung an.

Früh' beym Aufstehen fand Richard neben seinem Bette einen wallisischen Anzug, ganz neu

und vom besten Geschmack. Er betrachtete ihn Stück für Stück, und der Hauptmann kam dazu. Mein liebe Beckit, sagte er, hier mußt du die Walliserin blos scheinen; denn die Sprache, die du sprichst, ist noch voll von Anglizismen, die dich sicher verrathen würden; dein Anzug muß also die Täuschung erst vollkommen machen. Ich will dir den Leibrock anziehen und die Schnepfe ins Auge rücken helfen. Dein Gesicht wird immer sein Interessantes behalten, und dein Wuchs nichts von seiner Feinheit verlieren; kurz, du wirst immer ein niedliches und artiges Mädchen bleiben. In Zukunft hast du keine Müdigkeiten mehr vorzuschützen, und also gewöhne dich früh' aufzusteigen. Ich mache dich zu meiner Haushofmeisterin. Die Magd hängt von deinen Befehlen ab, aber hüte dich ja, ein Wort englisch zu sprechen. Geschieht das, so führe ich dich gleich nach Wallis zurück, und in sechs Monaten sieh'st du mich nicht wieder.

Richard war noch ganz neu in den Amte, das er eben erhalten hatte, und Anfangs wollte ihm die Rolle einer guten Hausmutter nicht recht glücken. Da man ihn aber seit zwey Monaten gewöhnt hatte, sich in alles zu schicken, so lernte er bald die kleinen nothwendigen Sorgen

ken-

kennen, und theilte seine Zeit zwischen seine häuslichen Geschäfte und sein Klöppel-Kissen.

Der Hauptmann ging aus, und kam zur bestimmten Stunde wieder. Allemal trennte er sich mit sichtbarer Unzufriedenheit von seinem Zöglinge. Für ihn hatte er Aufmerksamkeit ohne Ende. Immer war er bey gleicher, guter Laune, aber nie wollte er sich widersprechen lassen. Fragte ihn Richard, so antwortete er mit außerordentlicher Geduld und Gefälligkeit, auf alles, was nicht die der Neugierde eines jnnges Menschen vorgeschriebene Gränzen überschritte, überdies sprach er gerne von Miß Dorotheen, wußte immer eine tröstliche Zeitung von ihr zu erzählen, und nährte geflissentlich die Hofnung des Wiedersehens.

Eines Tages kam er bald, und noch vor dem Mittagsessen nach Hause. Beckit, sagte er, heute muß das Gewöhnliche verdoppelt werden. Einer unserer Freunde speist bey uns, und du wirst mir ihn helfen bewirthen. Es ist der Pfarrer des Kirchspieles; ein artiger Mann. Mühe wird er haben dein Wallisisch zu verstehen; aber ich will dein Dollmetscher seyn. Uebrigens spricht er Englisch, wie ich und du, und also verlierst du nichts von der Unterredung. Er

wird dich in Erstaunen setzen. Aber sey Herr über dich: das soll die Probe seyn, ob ich mich hinführo auf deine Aufführung und deine Klugheit verlassen kann. Nach Anhörung dieser kurzen Ermahnung entfernte sich **Beckit**, voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ertheilte die nöthigen Befehle im Hause, und der Herr Pfarrer stellte sich richtig und ordentlich zum Essen ein.

Man nennte ihn Herr **Jackmann**. Es war ein Mann in die funfzig, und sah' nicht übel aus; er hatte viel Appetit und wenig Verstand, übrigens das Ansehen eines ehrlichen, guten Seelenhirtens. Bey alle dem ließ er doch von Zeit zu Zeit seine Blicke auf **Beckit** fallen. **Beckit** schlug die Augen nieder, die so schon genug von ihrer wallisischen Mütze bedeckt wurden, und Herr **Jackmann** konnte sich nicht enthalten, die Miß zu loben, und dem Hauptmann etwas verbindliches darüber zu sagen. Endlich that er die Frage an sie, ob sie sich aus Anhänglichkeit an die Sitten ihres Landes, nicht nach englischer Art kleide? **Beckit** antwortete, daß sie darin nicht sowohl ihrem eigenen, als dem Geschmacke ihres Vaters folge.

„Beckit sagt ihnen die Wahrheit nicht, Herr Pfarrer! rief der Hauptmann. Sie legt ihre Landestracht ab, sobald sie gut englisch sprechen wird.„ Die Unterredung nahm nun eine andere Wendung.

Sie haben wohl gethan, Hauptmann, daß sie unser Dorf zum Aufenthalte gewählt haben. Es hat die reizendste Lage, gesunde, gute Luft, fruchtbaren Boden, ehrliche rechtschafne Leute. An keinem Orte des Königreiches könnten sie ihren halben Sold mit mehr Annehmlichkeit verzehren. Die Dame des Dorfes, Mistriß Brown, ist die Witwe eines Mannes von Stande, und eine Frau, die in allem Betracht ehrwürdig ist. Ich will ihnen ihre Bekanntschaft machen. Wir haben schon von ihnen gesprochen, und sie läßt sich sehr entschuldigen, daß sie noch nicht ihren Besuch bey ihnen abgestattet hat; seit einigen Tagen schon ist sie nicht wohl. Sie lebt in einer außerordentlichen Einsamkeit, und sieht fast niemand als Miß Dorothee, ihre Nichte, welche durch die Folgen einer ziemlich lustigen Geschichte sich gezwungen gesehn hat, eine Zuflucht in ihren Armen zu suchen. Ohne Zweifel haben sie davon gehört, Hauptmann? denn die Sache hat vielen Lärm gemacht.

„Nicht ein Wort, antwortete dieser. Ich bin sehr wenig von den Begebenheiten dieses Landes unterrichtet.„

Nun, dann muß ich sie ihnen erzählen. Sie ist sonderbar genug, und ich habe sie von Mistriß Brown selbst, unter deren Augen sie geschehn ist. Mylady Nettling hatte einen Bedienten, der noch schöner sang als er schön aussah, und täglich machte Miß Dorothee Musik mit ihm. Es schien ein ganz gutes Verständniß unter ihnen zu herrschen, und da bildet sich auf einmal Sir George ein, daß der Bediente seiner Tochter Gewalt anthun wollen. Er erhob einen gewaltigen Lärm, zog seinen Degen, ließ alle seine Leute aufsitzen und dem Entführer nachreiten, der sich aus dem Staube gemacht hatte. Ein großer Herr aus London, der Miß Dorotheen hatte heyrathen wollen, mußte mit einer langen Nase abziehen; das gute junge Frauenzimmer war entehrt, und können sie es glauben? der Bediente, der Räuber, der Liebhaber — war ein Mädchen. —

„Ein Mädchen? versezte der Hauptmann. Hat man denn Beweise davon? Ich dachte er wär entflohen?„

Tausend, ja hundert tausend, die klärer als der Tag sind, rief der Pfarrer. Mistriß Brown hat sie in Händen gehabt, hat sie gesehen; alle Bauern in der Nachbarschaft sind überzeugt, daß es die Tochter Tom Cawssons, eines reichen Mannes aus der Grafschaft Kent, ist. Er hat sie selbst abgeholt, hat sie nach Hause gebracht ... Es war ein Mädchen; und ist es wahrscheinlich noch, wenn sie nicht unterdessen verheyrathet ist. Der gute Ruf der Miß ist wieder hergestellt, und jedermann hat den alten Baron wegen seiner Uebereilung und Unbesonnenheiten getadelt.

„Das ist sonderbar, sagte der Hauptmann.„ Man möchte vor Lachen platzen, sagte der Pfarrherr ....

Aber Miß Beckit lacht nicht! hat sie vielleicht meine Erzählung nicht verstanden? —

„Nicht ganz; aber ich will ihr die ganze Geschichte schon sagen, und dann wird die Reihe auch an sie kommen.„ Hier leerte der Pfarrer noch den Ueberrest einer Bouteille guten Weines aus, stieg auf, und empfahl sich.

Richard hatte da gesessen, staunend und mit aufgesperrtem Munde. Da er sich endlich allein mit dem Hauptmann sah, sagte er auf

englisch zu ihm: Dorothee in Corntree! Sie hält mich für ein Mädchen! hat Beweise davon, die klärer als der Tag sind! . . . . Das sind sie, mein Herr, der mir den Streich spielt; sie haben ein Phantom statt meiner untergeschoben . . . . .

Sachte, sachte, Beckit, antwortete der Hauptmann; du fängst an zu zanken, und vergißt meinen Namen und das Wallisische drüber. Bis jezt bin ich immer klüger als du gewesen, warum fängst du jezt an dran zu zweifeln? Deine Geliebte ist in Corntree, du nur zwey Schritte von ihr entfernt, und du klagst! Ihr Ruf, ihre Ehre hatte gelitten, sie war vielleicht am Rand des Verderbens, mit ihrer ganzen Familie gespannt, um deinetwillen den bittersten Leiden ausgesezt; und ich, ich lenke mit einem einzigen Schlage meines Stabes die Lacher auf ihre Seite, und räche sie sogar am Lord Scarcecrew; der jezt gewiß nicht wenig böse seyn wird, daß er sie so leicht verlassen hat.

„Aber sie hält mich selbst für ein Mädchen?„ versezte Richard! . . . . Ich täusche nie, als wo es nöthig ist, erwiederte der Hauptmann. Und wenn sie nun auch die Meynung hätte, wäre denn das so was Böses? Deine Ungeduld, deine

ne Launen werden noch machen, daß ich sie darin bestärke, denn mir ist es eben so leicht, dich zu meiner Tochter, als mich zu deinem Vater umzuschaffen. Die Strafe wäre etwas hart, doch ich hoffe, du wirst mich nicht aufs äußerste treiben; ich will dich gelehriger, biegsamer und glücklich machen. So lange ich für dich wache, brauchst du nicht dich mit Sorgen und Grillen zu quälen. Nimm dein Kissen, arbeite ein bischen. Ich gehe aus, und wenn ich wieder komme, so wünsche ich auch nicht die mindeste Spur von Mißvergnügen auf deinem Gesichte zu lesen. Mit diesen Worten entfernte sich der Hauptmann; Richard sezte sich an seine Arbeit, wußte eben so wenig, was er machen, als was er fürchten oder hoffen sollte.

Dem guten Pfarrer hatte es in dem Hause des Hauptmanns recht wohl behagt. Sein Betragen, sein Wein, seine Tafel gefiel ihm ausserordentlich, aber noch mehr als alles dieses, die schönen Augen der Beckit. So viele Lockungen fesselten ihn immer stärker, und nach und nach wurde er vertrauter; um sich nüzlich und interessant zu machen, wollte er der kleinen Walliserin Englisch lernen. So wenig auch Richard Lust dazu hatte, so mußte er sich doch

entschließen, der Schüler des geistlichen Herrn zu werden, und die Stunden wären gewiß äusserst langweilig gewesen, hätte nicht der Herr Pastor oft der Bewohnerinnen des Schlosses erwähnt. Einige Tage brachte er ganz unbedeutende Nachrichten, aber eines Morgens hätte er bald den armen Richard in die größte Verzweiflung gestürzt.

Sir Archibald Hottwell, ein reicher Baronet, Ritter obendrein, und Freund vom Hause der Mistriß Brown, war von seinen Reisen zurückgekommen. Man hielt ihn für einen liebenswürdigen Mann; er liebte Miß Dorotheen, und ihre Tante begünstigte seine Liebe. Beyde Familien waren über diesen Punkt einig, und drangen auf eine Verbindung, die allen vortheilhaft war.

Richard, den diese Erzählung völlig außer Fassung brachte, hätte sich beynahe durch eine Ausrufung verrathen, wäre ihm nicht der Hauptmann mit einem Winke zu Hülfe gekommen. Der Pfarrer ging bald darauf fort, und nun fing man an, sich über den Vorfall zu besprechen.

Nun bin ich doch am Ziele meiner Hofnungen, rief Richard, habe mich in diese tolle Mummerey eingelassen, ein Augenzeuge einer

Hey-

Heyrath zu seyn, die . . . . . Aber wer bin ich, um das Herz einer liebenswürdigen, reichen Person einem Manne streitig zu machen, der alle Vorzüge von Seiten des Glückes und der Natur vereinigt?

„Wer du bist? antwortete der Hauptmann; eine kleine unruhige, immer mißtrauische Walliserin, die stets bey dem ersten Eindrucke stehen bleibt. Ist eine Heyrath, die im Werke ist, eben deswegen schon vollzogen? Auf die Art müßte ich dich Mistriß Jackmann nennen. Denn mein Freund, der Pfarrer, will sich dir mit hundert Pfund jährlichen Einkommen von seinem eigenen Vermögen, und zwey hundert Pfund von seiner Pfründe, die Juwelen, Kleidungsstücke und Effekten der seligen Frau Jackmann ungerechnet, mit Leib und Seele zu eigen ergeben. Mistriß Brown, Miß Dorothee, wünschen diese Verbindung, und bald machst du, daß ich auch wünschte, daß sie statt fände. Bist du denn aber deswegen schon verheyrathet?„

Herr Jackmann mich heyrathen! mich! und sie könnten ihn in den Gedanken bestärken?

„Ich

„Ich schmeichle ihm nicht, aber ich bringe ihn auch nicht zur Verzweiflung: ich bin ein guter Vater, der deine Neigung nicht zwingen wird....„

Aber schlagen sie mir denn ernstlich vor, daß ich ihn heyrathen soll?

„Ich schlage dir vor, nicht alles den Augenblick zu glauben, und den Leuten höflich zu begegnen, deren Absichten uns Ehre machen. Morgen predigt Herr Jackmann; er hat uns gebeten ihn zu hören, und wir sind ihm dieses Zeichen von Aufmerksamkeit schuldig.„

Die Stunde der Predigt erschien. Herr Jackmann kam, und holte Beckit und ihren Vater ab, um sie, wie er sagte, an einen recht guten Platz zu stellen. Man kam an der Thür der Kapelle an, ging hinein, ließ Richarden setzen, und er war im Schlosse, ohne es zu wissen. Das erste, was er erblickte, war Miß Dorothee, die ihm gerade gegen über stand. Sie war schön wie ein Engel. Ein Herr, nicht minder schön wie sie, saß hinter ihrem Stuhle, und sprach mit ihr.

Tausend Leidenschaften empörten sich in der Seele der falschen Walliserin. Liebe, Eifersucht, die Furcht erkannt zu werden.... Der Hauptmann, der aufmerksam auf alles

war,

war, sagte ihm etwas ins Ohr, und bat ihn, Herz zu fassen. Der Gottesdienst wurde angefangen, die Damen waren im Gebet begriffen, und Richard hatte Zeit sich zu erholen, ehe er der Gegenstand ihrer Neugierde wurde. Den Blicken Sir Archibalds konnte er aber nicht entgehen. Er benuzte den Augenblick zwischen der Messe und der Predigt, um den Damen die Walliserin zu zeigen, und bald waren ihre Augen auf sie geheftet.

Was für Mistriß Brown nur ein Gegenstand der Neugierde war, hatte Dorotheen in Erstaunen und in die heftigste Bewegung gesezt. So eine außerordentliche Aehnlichkeit fiel ihr auf, und sie wandte nun kein Auge mehr von Richard. Ob sie gleich weit entfernt war, zu glauben, er sey es selbst, so konnte sie doch nicht von ihrem Erstaunen zurückkommen, und der gute Herr Jackmann endigte seine Predigt, ohne sich auch nur der mindesten Aufmerksamkeit von ihrer Seite rühmen zu können. Richard hatte die ganze Zeit über nicht gewagt die Augen aufzuschlagen, der Hauptmann saß da, ganz kalt, und so, als wüßte er von nichts. Sie wollten nach Hause gehen, als Herr Jackmann sie, in Begleitung eines Bedienten des

Schlos-

Schlosses, im Namen der Damen zu Tische bat. Der Hauptmann nahm die Einladung an; Richard wurde mit fortgezogen, und befand sich Miß Dorotheen gegen über, ehe er noch Zeit gehabt hatte, der Verwirrung nachzudenken, die seiner wartete. Fast mit geschlossenen Augen trat er ins Zimmer. Mistriß Brown empfing ihn und den Hauptmann aufs beste. Man besahe die wallisische Kleidung, lobte ihre Reinlichkeit, ihren guten Geschmack und endlich auch die Gestalt der Miß. Dorothee stand da, sagte nichts, bediente sich blos ihrer Augen und war voller Erstaunen, so viel und so wenig Verschiedenheit zu finden. Die wallisische Mütze, die bis auf die Augen hereinging, und sogar die Schläfe bedeckte, hatte das ganze Gesicht verändert. Wuchs, Anstand und Bewegung des Körpers waren nicht natürlich; und das Ganze stellte vollkommen eine junge furchtsame Walliserin vor, welche die Tochter eines abgedankten Offiziers war, und von Herrn Jackmann zur Ehe begehrt wurde. Bey alle dem hatte dies Ganze eine seltene Aehnlichkeit mit Richard.

Man setzte sich. Richard kam Sir Archibald und Miß Dorotheen gegen über, und

da konnte er die Augen nicht aufschlagen, ohne den ihrigen zu begegnen. Der Baronet sprach oft mit ihr, und Dorothee antwortete ihm immer höflich und mit Sanftmuth. Jedes Wort bey dieser Unterhaltung war der jungen Walliserin ein Dolchstich. Mistriß sah schon diesen Herrn als ihren Neveu an, und Dorothee behandelte ihn als Liebhaber. Schmerz und Eifersucht stiegen bey Richard aufs höchste. Zum Glück kannte man sein Gesicht nicht genug, um die Unordnung darauf zu bemerken, auch war die Aufmerksamkeit schon auf was anders gelenkt worden. Der Hauptmann hatte sich eine Frage Sir Archibalds zu Nutze gemacht, um eine außerordentliche Geschichte zu erzählen, von der er Zeuge gewesen war. Er sprach mit Feuer, Kürze und Theilnehmung. Alles hörte ihm zu, nur Miß Dorothee war beständig mit Richards Bewegungen und Gestalt beschäftiget, der unterdessen Zeit hatte, sich wieder zu fassen, und Athem zu holen.

Man stand von Tische auf; Mistriß Brown bezeugte dem Hauptmann ihre Freude über seine und seiner Tochter Bekanntschaft, und sie und Dorothee umarmten Beckit.

Miß war bey dem Abschied der kleinen Walliserin sehr gerührt. Das Gefühl, das sie beunruhigte, war zwar dunkel, aber ein Etwas, stärker als eine erst entstandene Neigung, sprach für die junge Fremde, und wer trennt sich überdies gerne vom Ebenbilde eines Geliebten? Was **Richarden** anbelangt, so war der außer sich. Der Kuß der Geliebten war bis in das Innerste seines Herzens gedrungen, und ruhte brennend noch auf seinen Lippen, seine Vernunft war irre, sein Kopf verloren. Herr **Jackmann** und der Hauptmann hielten ihn unter den Armen, und führten, oder trugen ihn eigentlich nach Hause. Der gute Schwarzrock wünschte seinem Freunde ohne Aufhören Glück zu dem ausserordentlichen Eindruck, den er auf dem Schlosse gemacht hatte. Durch seine Verdienste war alles bezaubert worden. Sir **Archibald** selbst hatte öffentlich versichert, daß er sich alle Mühe geben würde, die Freundschaft des Hauptmanns zu gewinnen.

Daß sich nun eine genaue Verbindung zwischen den beyden Häusern entspann, werden unsre Leser von selbst schließen. Sir **Archibald** kam dem Hauptmanne in allem zuvor; Mistriß **Brown** und **Dorothee** besuchten fleißig seine

angebliche Tochter, und Beckit wurde ihre tägliche Gesellschafterin. Nie kam sie aber guter Laune nach Hause.

„Meine Tochter, sagte einmal der Hauptmann, ich kann mir dein Betragen nicht erklären. Du siehst die Person, die du liebst, alle Tage; hast ihr Vertrauen, und scheinst nicht vergnügt, nicht zufrieden zu seyn.„

Heftig liebte ich blos vorher, antwortete Richard, jetzt liebe ich mit Raserey, und daran sind sie Schuld. Ich sehe täglich Dinge, die mich bezaubern, und zur Verzweiflung bringen. Mein Glück wird unmöglich.

„Unmöglich? rief der Hauptmann.„ — Ja unmöglich! Wollen sie etwa, daß ich es nicht glaube, so entfernen sie Sir Archibald ....

„Du willst ihn also nicht zum Nebenbuhler haben? Weißt du was, so nimm ihn zu deinem Liebhaber.„

Zum Liebhaber! ich! Was ist das für eine neue Schnurre!

„Schnurrig oder nicht schnurrig, du mußt Geduld haben, oder du wirst machen, daß ich die

Geduld verliere;„ und damit ging der Hauptmann hinaus, und ließ Beckit alleine. Lange war das nicht geschehen, er war fleißig zu Hause geblieben, und hatte ihm stets Gesellschaft geleistet.

Kaum war er eine Viertelstunde hinweg, als Sir Archibald hereintrat. Er schien überrascht zu seyn, daß er weder Herrn Jackmann noch den Hauptmann fand. In einer Art Begeisterung wendete er sich an Beckit. Was für eine Neuheit, schönes Kind, ihre ewigen Wächter haben sie ja einmal verlassen. Das ist wenigstens ein Wunderwerk.

Beckit wollte antworten, daß sie der Hauptmann nicht gern verlasse; aber der Baronet versetzte: nein, nein, so außerordentlich groß ist seine Zuneigung nicht. Er ist Witwer, und noch in seinen besten Jahren: sie sind ihm zur Last, und da will er sie zur Haushälterin, zur Wärterin eines alten, steifen Dorfpfarrers verdammen. Aus Furcht, daß sie ein Freund vor den Folgen einer solchen widersinnigen, unschicklichen Verbindung warnen möchte, geht er ihnen nicht von der Seite. Richard sah den sei-

seinen Baronet steif und fest an, voller Neugier, was darauf folgen würde: und Sir Archibald, der merkte, daß er Gehör fand, wagte sich nun weiter zu erklären. Wie warm habe ich nicht den Augenblick gewünscht, wo ich mich unter vier Augen mit ihnen unterreden könnte! Alle meine Sinnen waren in Aufruhr, als ich sie zum erstenmale sah'; meine Blicke müssen es ihnen gesagt haben, aber unglücklicherweise wurden wir immer beobachtet. Noch nie hat man so heiß, so innig geliebt, wie ich sie liebe.

Bey dieser lustigen Liebeserklärung hatte der Baronet hergebrachtermaßen Beckits Hand gefaßt, und sie feurig geküßt. Richard zog sie hinweg, und sagte: sie irren sich, Sir Archibald; glauben sie etwa, daß sie bey Miß Dorotheen sind?

„Ich mich irren, reizende Beckit! versetzte der Baronet. Nein! Dorothee hat Verdienste: unsere Verwandte wünschen unsre Verbindung, und ich willige ohne Widerwillen darein. Aber welch' ein Unterschied zwischen der Hochachtung, die ich für Dorotheen fühle; und der Leidenschaft, die mich zu Miß Beckit zieht!

Ich bete sie an, liebenswürdige Beckit! ich kann ohne sie nicht leben; ich opfere willig Leben und Glück auf, um sie zu besitzen. Ich muß, ich will sie aus diesem armseligen Dorfe retten. London erwartet sie. Theilen sie da mein Glück . . . .„

Vom Feuer der Liebe hingerissen, hatte sich Sir Archibald zu Beckits Füssen geworfen, ihre Knie umfaßt, und wollte bey der Gelegenheit einige kleine Gefälligkeiten erschleichen, als er sich von zwey Armen zurückgestossen fühlte, die rund genug, aber dabey ziemlich kraftvoll und nervicht waren. Auf einmal entstand ein Geräusch, der Baronet zog sich in eine anständigere Lage zurück, und siehe, Herr Jackmann trat herein, und nach ihm der Hauptmann, der seine kleine Walliserin mit brennenden Wangen zwischen ihren beyden Freyern erblickte. Sie wartete, bis sich die Gesellschaft entfernt hatte, und dann brach ihr Unwille aus. Mein Herr, sagte sie zum Hauptmanne, sie haben mir ehrlich und redlich Wort gehalten; Sir Archibald ist so gut verrückt, als Herr Jackmann. Ich bin zu bescheiden, als daß ich diese närrischen Leidenschaften meinen traurigen

Rei-

Reizen zuschreiben sollte; aber sie werden mir erlauben, daß ich sie auf die Rechnung ihrer geheimen Künste setze. Gern glaube ich, daß das ihnen und mir nützlich ist, aber diese Leute überhäufen sie mit Freundschaft, und sie erlauben sich mit ihnen solche Scherze? Wie soll ich mich gegen sie betragen, und was soll ihre Thorheit für ein Ende nehmen? — — „Wie sie sich betragen sollen? weder warm noch kalt! antwortete der Hauptmann; sie werden ihre Sache treiben so gut sie können, und dabey nicht weit kommen.„

Noch einmal zwang sich Richard, und sah täglich Sir Archibald im Hause des Hauptmannes und auf dem Schlosse. Da sie aber nie allein waren, so kam er mit Blicken, die nur verstohlen gegeben wurden, oder mit einem zärtlichen Händedruck davon, und das ging noch mit. Aber auf einmal fand er eines Abends ein Briefchen in seinem Klöppelkissen, folgenden Inhalts.

An die liebenswürdige Miß Beckit.

„Ihr Unglück und das meinige haben das äus„serste Ziel erreicht. Der Hauptmann, Mistriß

„Brown und Herr Jackmann sprechen von ih„rer Heyrath, und in Zeit von acht Tagen soll „die Sache entschieden werden. Engel! sie wollen „sich einem alten Pfaffen aufopfern lassen? Man „hat mit ihnen keine Schonung, und sie wollen „welche in einer Sache haben, wo das Glück ih„res Lebens auf dem Spiel steht? Liebe, beste „Beckit, nehmen sie guten Rath von ihrem „Herzen und von ihrem Liebhaber an, entzie„hen sie sich solchen feilen, bürgerlichen, filzigen „Absichten; disponiren sie über mich und mein „Vermögen. Ihr gütiges, gefälliges Betragen „macht mir Hofnung, daß ich ihnen wenigstens „nicht ganz gleichgültig bin. Was für ein won„nevolles Leben, was für eine Kette von Freu„den erwartet uns! Ein Wink! und ein Wa„gen soll diesen Abend an ihrer Thür halten, „und sie nach London bringen. Sie sollen da „kleine, niedliche, bequeme Zimmer, und „eine angenehme, gefällige Gesellschaft finden, „die sie in den wenigen Tagen, die ich hier „meinen Geschäften, und der Nothwendigkeit, „unsere Verbindung zu verbergen, aufopfern „muß, vor Langeweile schützen wird. Viel, viel „werde ich in dieser Zeit der Trennung dulden „müssen, aber mit welchem Entzücken werde ich

„sie

„sie wiedersehen! Vielleicht schmeichle ich mir „zu viel, und darf es blos ihrer Güte dan„ken, daß sie meine Leidenschaft dem Haupt„manne verbergen. Aber bringen sie mich nicht „zur Verzweiflung, lassen sie mir durch einen „Blick, durch ein Wort von ihrer Hand wissen, „daß sie meine Zärtlichkeit billigen, und den Vor„schlag des liebenden

Archibald Hotteville.

Nun, Herr Vater, sagte Richard, als er dem Hauptmanne den Brief gab, soll ich Herrn Jackmann heyrathen, oder soll ich mich entführen lassen?

Ich rathe zu keinem, antwortete der Hauptmann, und dächte, wir könnten einen andern Weg einschlagen. Nach Briefen, die ich eben erhalte, muß ich nach Cornwallis, ich habe da einige kleine Einrichtungen zu machen, die dich auch betreffen. Jezt gehe ich aus, und wenn ich zurückkomme, sollst du sehen, was ich für dich gethan habe.

Richard blieb alleine, dachte an den Brief, an Sir Archibalds Vorschläge, an das frostige,

unbefangene Wesen, mit dem der Hauptmann die Sache behandelte, bis seine Zurückkunft diese Träumereyen endigte. Liebe Beckit, sagte er, ich muß auf einige Tage verreisen, du würdest da ganz allein mit deiner Magd im Hause bleiben, und das geht nicht. Herr Jackmann, dem ich mich vertraut habe, hat einen Ausweg gefunden, der dir gewiß angenehm seyn wird. Du sollst die Zeit über auf dem Schloß seyn, und Miß Dorotheen Gesellschaft leisten.

„Miß Dorotheen!„ versezte Richard. „Und soll ich dort beständig Sir Archibald sehen?„

So müßte man ihn aus dem Schlosse verbannen, antwortete der Hauptmann mit einem bedenklichen Gesichte. Gut, Beckit, du zwingst mich, außerordentliche Dinge zu thun! ..... Nie sollst du Sir Archibald wiedersehen, aber nach dieser Gefälligkeit darf ich wohl von dir verlangen, daß du dich genau nach meiner Vorschrift richtest. Du bist im Begriff, eine sehr schwere Probe auszuhalten; du wirst vom Morgen bis Abend deine Geliebte sehen, sie wird dich mit Schmeicheleyen und Liebkosungen überhäufen, und du darfst dein Geheimniß nicht verrathen. Das

ist

ist ein wesentlicher Punkt, von dem dein Glück abhängt.

Entdeckt man dich, so werde ich verdächtig, du selbst setzest dich allen Unannehmlichkeiten aus, und es bleibt nichts übrig, als wieder nach Wallis zu wandern. Solltest du aber gar vergessen, daß du ein Mädchen bist, solltest du das Zutrauen mißbrauchen wollen, das dir deine Kleidung erwerben wird, so schwöre ich dir, daß die schärfste Rache auch schon dem bloßen Vorsatze auf dem Fuße folgen, und dein Verbrechen durch die unglücklichste Verwandlung ahnden soll.

Der Hauptmann mußte seine Warnung hier abbrechen, denn Herr Jackmann erschien von Seiten der Damen, um Beckit abzuholen.

Der Hauptmann war abgereiset, und die kleine Walliserin sah' Sir Archibald nirgends im Schlosse; sie war die Gespielin Dorotheens, brachte den ganzen Tag in ihrer Gesellschaft zu, und schlief des Nachts in einem Kabinette, das an ihr Zimmer stieß, wo Molli, ihr Kammermädchen, auch lag. Alles that ihr schön; man bediente sie mit der größten Aufmerksamkeit, und

kam ihren kleinsten Einfällen zuvor. Die Lage, worin sie sich befand, war recht gut, aber schon den Tag nach der Abreise des Hauptmanns, sah' sie sich einem üblen Zufalle ausgesezt. Man wollte sie englisch kleiden: man sagte, sie müßte allerliebst in der Tracht aussehen. Der Gedanke wurde begierig verfolgt, und in kurzer Zeit der ganze Anzug zusammen gebracht. **Richard** mochte sich vertheidigen wie er wollte, alles half nichts. Man hielt es für einen kleinen Eigensinn, und schon legte **Molli** Hand an, ihm seine wallisische Mütze abzunehmen, als er aus Furcht vor der Entdeckung alle seine Sinne verlohr, und ohnmächtig zu Boden stürzte. Die Gefahr verdoppelte sich. Eben war man im Begriff, ihm die Schnürbrust zu öffnen; als Herr **Jackmann** hereintrat, und seine arme **Beckit** in dem Zustande sah. Es wurde ihm die Ursache des Vorfalls gesagt, da fing er an, mit allen zu zanken, nahm die Miß in die Arme, und endlich kam **Richard** durch die polternde Stimme seines Schutzengels zu sich selbst, und empfing ein Glas Wasser aus seinen Händen. Ohnmacht, Kleider, und der ganze Anschlag verschwanden.

„Wie

„Wie kann Herr Jackmann,„ sagte Dorothee zu ihrer Tante, „sein Schicksal in seinem Alter mit einer solchen kleinen Wilden verbinden wollen? Hübsch ist sie, aber sie hat nicht gemeinen Menschenverstand.„

Sie gleicht der Miß Cawsson wie zwey Tropfen Wassers, rief Molli, aber nur in der Gestalt; und dieser Ausruf jagte Dorotheen das Blut ins Gesicht, glücklicherweise aber wurde es von niemand bemerket.

Richard sah' deutlich, daß seine wenige Gefälligkeit nicht den besten Eindruck gemacht hatte. Aber er gab herzlich gerne seinen wallisischen Charakter jeder Kritik preiß, wenn er nur vor einem ähnlichen Auftritt sich sicher wußte, wie der war, von dem ihn so eben Herr Jackmann glücklicherweise gerettet hatte. Es dauerte nicht lange, so hatte ihm Miß Dorothee seine Vorurtheile vergeben, und ertrug seinen kleinen Eigensinn mit ihrer gewöhnlichen Güte; sie brachte ganze Morgen mit ihm zu, sang ihm die Lieder fleißig vor, die er ihr in Clostern gelernt hatte, und sah' ihn bey den zärtlichen Stellen bedeutend an. That er, als gäb' er nicht

Achtung darauf, so zuckte sie die Achseln, nahm dann ein Buch und las. Sie hatte die Gewohnheit, alle Morgen Französisch laut zu lesen, um sich in der Aussprache zu vervollkommnen; sie sah dabey immer die falsche Walliserin an, und sagte dann im Tone, als führe sie fort zu lesen: „armer Richard! deine Züge sind's, aber wo ist deine Seele? . . . . Ich höre nichts mehr von dem würdigen Geistlichen, der so oft von dir, liebenswürdige Miß Cawsson sprach, die mir — immer Richard blieb. Mit welchem Vergnügen erfuhr ich deine schuldlose List, die zärtliche Schonung meines Rufes; wie tröstend war es meinem Herzen, daß deine Geburt der meinigen keine Schande macht, daß ich meiner Neigung ohne Erröthen folgen darf! Das Vermögen ist das einige Hinderniß, sagte er, und vielleicht . . . . Wo bleibt er, der wohlthätige Mann? Wenn er meine Zärtlichkeit, meine Ungeduld, all die Besorgnisse kennte . . . . Richard! geliebter Richard, mit dir zöge ich unter ein Strohdach, und entsagte alle den Würden und alle den Schätzen, womit man mir schmeichelt. Nie liebe ich einen andern als dich, das schwöre ich hier vor dem Bilde, das dir gleicht!„

Einen

Einen Augenblick unterbrach sich hier Miß, fuhr dann aber mit Lebhaftigkeit fort: „die dumme Walliserin sieht mich mit Richards Augen an; sie wird mir den Kopf noch verrücken!„ — Thränen folgten diesem Ausrufe.

Man kann sich leicht vorstellen, was in Richards Innerem vorging. Er verlohr alle Herrschaft über sich, warf sein Klöppel-Kissen auf die Seite, sprang mit funkelnden Augen, ausgestreckten Armen auf, wollte eben reden, — — als ihm auf einmal die Drohungen des Hauptmanns einfielen, und den lebhaftesten Eindruck auf seine Einbildungskraft machten. Schon fühlte er die verhaßte Verwandlung, sah' den Verlust Dorotheens vor sich, und sank in seinen Stuhl zurück. „Was haben sie vor, liebenswürdige Miß, sagte er in seinem Halbwallisch? Ich glaube gar, sie weinen?„

„Nichts! Nichts! liebe Beckit,„ antwortete Dorothee beschämt. „Ich lese einen französischen Roman, der mich rühr't, und der, könnten sie ihn auch lesen, dieselbe Würkung auf sie thun würde.„' Mit den Worten stand sie auf, schloß sich in ihr Kabinet, und Richard ge-

genoß im vollen Maaße, des sanften Glückes zu lieben, und sich wieder geliebt zu wissen. Endlich kam der Hauptmann aus Cornwallis zurück, erkundigte sich nach der Aufführung seiner Tochter, und war mit den Antworten, die man ihm gab, sehr zufrieden; er dankte den Damen für die Güte, die sie **Beckit** erwiesen hatten, und führte diese in sein kleines Häuschen zurück.

Alles geht vortreflich und gut, sagte er da zu **Beckit**: Heute kommt Herr **Jackmann** her, wir wollen ihm unser Haus empfehlen, und dann nach Cornwallis reisen, wohin mich wichtige Geschäfte rufen.

„Also soll ich Miß **Dorotheen** nicht mehr sehen?„ rief **Richard**.... Morgen ziehst du wieder Mannskleider an, und zeigst dich so auf dem Schlosse.... „Ich Morgen Mannskleider anziehen?„ sagte **Richard**.... Nicht wahr, liebe **Beckit**, antwortete der Hauptmann, du thust es nicht gerne; aber sagte ich dir nicht voraus, daß es so kommen würde? Hast du nun mehr Zutrauen auf meine Kunst?

Noch

Noch den Tag empfahl man sich auf dem Schlosse; Herrn **Jackmann** wurde die Sorge für die kleine Wirthschaft übertragen, und der Gedanke des baldigen Wiedersehens machte die Trennung erträglich.

Den andern Morgen weckte der Hauptmann **Richarden** noch vor Tage, und ließ ihn die Kleidung anziehen, die er ihm Tages vorher angekündigt hatte. Sie war so einfach wie möglich. Eine zweysitzige Chaise erschien, es wurden Postpferde angespannt, und fort ging die Reise.

Bis auf den Augenblick, wo man in die Grafschaft Cornwallis kam, fand **Richard** nichts neues in seiner Lage, als daß er nicht mehr **Beckit** hieß, und der Hauptmann ihn Sohn nannte. So wie aber der Fuß über die Gränze gesezt war, sagte der Hauptmann zu **Richard**: „bis jezt habe ich noch nicht auf deine künftige Bestimmung denken können, nun ist es aber Zeit, daß du mit Aufmerksamkeit an eine Wahl denkest. Du bist ein Mensch, hast Pflichten gegen die Gesellschaft zu erfüllen, und mußt eine Rolle unter den Menschen übernehmen. Frage

deine Neigungen, und fasse einen Entschluß, lieber Sohn ... Du antwortest nicht, **Richard!** zweifelst du an meiner Liebe, an meiner Macht? ...

Richard wollte sich noch nicht ausforschen lassen, und erwiederte: „ich kenne ja die verschiedenen Stände kaum den Namen nach, wie kann ich denn die Unannehmlichkeiten davon, und die Pflichten, die sie auflegen, gegen meine Kräfte, gegen meine Neigungen abwiegen?„

Sogleich erbot sich der Hauptmann, ihm bey seiner Wahl zu helfen. Alle Stände wurden durchgegangen, und jeder, der nicht zu **Dorotheens** Manne paßte, verworfen, denn er hatte nichts Anziehendes für **Richarden.** Eine so reiche und schöne Person konnte keinem Kaufmann, keinem bloßen Landjunker, keinem Geistlichen, keinem Friedensrichter, keinem Subaltern-Offizier zu Theil werden. Endlich sagte der Hauptmann: „du mußt dich entschließen, lieber Sohn. Man muß doch etwas seyn. So manchen niedern Stand habe ich dir vorgeschlagen, würdest du wohl einen davon ohne Widerwillen wählen? Oder steigt deine Ehrbegierde höher; möchtest du Lord von England seyn?„

Sie spotten dem Nichts, in dem ich mich befinde. Meine Wünsche heischen Bescheidenheit, Eingeschränktheit.

„Stille von Bescheidenheit, rief der Hauptmann, du darfst jezt wählen, und kurz, willst du Lord seyn?„

Wie's ihnen gefällt, versezte Richard ungeduldig und böse. Ja ich will Lord, ich will Pair seyn: aber wo sind meine Güter?

„Deine Güter! Laßt halten'. . . Man sieht von dieser Höhe mehr als ein Schloß, suche dir eines aus . . . . Jenes dort gefällt mir am besten; es scheint ansehnlicher als die andern, von edlerer Bauart; bist du damit zufrieden?„ Ja! antwortete Richard, und hoffte damit dem Spaße ein Ende zu machen, er möchte sich auch entwickeln wie er wolle . . . Nun gut, sagte der Hauptmann, ich küsse sie, Milord, Graf von Westfield, beehren sie den Hauptmann Sentri mit ihrer Gewogenheit, und erlauben sie ihm, daß er in Zukunft den Namen ihres Hofmeisters

führen darf.... **Postillion, gerade nach dem Schlosse Westfield!**

Der Postillion gehorchte ohne Umstände, der Wagen flog, und **Richard** glaubte steif und fest, daß sein Führer und gewesener Vater den Verstand verlohren habe, oder wenigstens träume.

Man kam im Hofe des Schlosses an. Lakayen mit schönen kostbaren Livreyen sprangen eilig herbey, und reichten dem Hauptmann die Hand. Er schlug sie aus und sagte, indem er ihnen seinen Reisegefährten zeigte: **helft Milord aus dem Wagen!** Gleich bemächtigten sich die Bedienten **Richards** mit der größten Ehrerbietung, hoben ihn in die Höhe, trugen ihn, so zu sagen, auf die Treppe des Schlosses. Sein Hofmeister nahm ihn bey der Hand, führte ihn durch prächtige Zimmer, und durch eine Menge Leute, die sich tief beugten, wenn er vorüber ging, und endlich in ein Kabinet, in welchem ein Mann saß, der sehr einfach und sittsam gekleidet war. Er stieg auf, als er sie sahe, und kam ihnen entgegen; der Hauptmann raunte ihm ein paar Worte ins Ohr, und gleich darauf öfne-

öfnete dieser Mann eine Thüre, machte sie eilig hinter sich zu, und verschwand.

Richard machte große Augen, und blickte mit einem stumpfen gedankenlosen Gesichte um sich her, als auf einmal das Geräusch einer Flügelthüre ihn aufweckte. Ein Mann von ohngefähr funfzig Jahren, von ehrwürdigem Ansehn trat herein. Auf seinem Kleide strahlte der Orden des Hosenbandes prächtig gestickt. Er gab dem Hauptmann die Hand, und umarmte Richarden mit einem frohen, freudigen Gesichte. Ich bin zufrieden! sagte er zum Hauptmann; unsere Leute sind hier; bringen sie den Lord in sein Zimmer, lassen ihn ein wenig ausruhen, und sich dann anders anziehen: denn ich wünschte ihn in einem recht vortheilhaften Lichte erscheinen zu sehn. Er wird mir verzeihen, daß ich so ganz ohne Umstände mit ihm umgehe. Aber er bleibt in ihren Händen, und bey Tafel sehen wir uns wieder.

Ohne den Mund zu öffnen, folgte Richard seinem Hofmeister, der ihn in ein sehr prächtiges Zimmer brachte. Zwey Kammerdiener nahmen ihn da in Empfang, kleideten ihn aus,

reichten ihm einen Schlafrock von holländischem Atlas mit goldnen Blumen, hingen ihm einen Pudermantel um und frisirten ihn.

Während dessen saß der Hauptmann an einem Fenster, und las ruhig eine Broschüre, die ihm in die Hände gefallen war. Die Kammerdiener verschwanden endlich, und Richard stand vor einem Spiegel, prächtig gekleidet, und sah, und kannte sich selbst nicht.

„Wie befindet sich Milord?„ fragte der Hauptmann, „macht ihm die glückliche Veränderung seiner Umstände ein bischen Freude?„

Ich schlafe, antwortete Richard, das weiß ich gewiß, alles ist Traum, und sie haben mich mit Täuschungen umzaubert.

„Es ist nicht Traum, nicht Täuschung, sagte der Hauptmann, und darum rathe ich ihnen, daß sie dieses Erstaunen heute weglassen. Es verstellt sie. Sie sollen heute in der großen Welt erscheinen: geben sie sich Mühe, ein bischen Selbstvertrauen mit ihrer Bescheidenheit zu verbinden . . . .„

Ein Bedienter unterbrach sie, und meldete Richarden, daß man seine Herrlichkeit zum Essen erwarte; lustig ergriff ihn der Hauptmann bey der Hand, und führte ihn ins Speisezimmer. Hier kam ihnen der Herr, dem Richard schon vorgestellt worden war, mit dem schmeichlendsten Gesichte entgegen, und ließ seinen neuen Gast neben sich setzen. Noch zwey Herrn von Stande, ohngefähr dreyßig Jahr alt, mit Orden behangen, und der Hauptmann Sentri machten die übrige Gesellschaft aus.

Während der Tafel fiel nichts interessantes vor; als aber abgehoben, und die Bedienten entfernt waren, sagte der Herr, bey dem Richard saß, den zwey andern, die sich ihm gegenüber befanden: „Milords, ich habe ihnen vorgeschlagen, meinen Namen und mein Wappen anzunehmen; aber sie wollten nicht. Ohne Zweifel, weil sie überzeugt sind, daß ich und meine Ahnen ihm zu wenig Ehre gemacht haben, als daß mein Name so etwas verdienen sollte. Sie glaubten sich durch diese Gefälligkeit zu erniedrigen. Hier ist ein junger Mensch, der kühner denkt. Er will so gütig seyn, dieses alte Schloß nach mir vor Einsturz zu bewahren, und das nie-

niedrige, mittelmäßige Geschlecht der Grafen von Westfield fortzupflanzen.„

Diese Rede sezte die zwey Herren ein bischen in Verlegenheit; sie sahen Richarden voller Erstaunen an, der röther als sein Rock von Scharlach, und schöner als ein Engel war.

„Sie antworten nichts?„ fuhr der alte Lord fort. „Ich weiß, sie sorgen blos für sich; finden sie es besonders, daß ich das auch für mich thue?„

Aber Milord, fing einer von den jungen Herren an, man giebt doch nicht das Vermögen seiner Kinder dem ersten besten, den man findet, und läßt ihn einen Namen wie den ihrigen führen.

„Der erste, der beste, oder nicht, antwortete der alte Lord, genug, er gefällt mir, ich adoptire ihn, und bin gewiß, daß meine Wahl Beyfall findet. Doch will ich ihnen noch einen Vorschlag thun. Sie kennen mein Taschenbuch, und wissen seinen Inhalt gewiß zu schätzen. Gefällt ihnen mein erster Entwurf nicht, so gebe ich es diesem jungen Menschen hier.„

Die beyden jungen Lords riefen, als ob sie es mit einander verabredet hätten: Milord ist Herr von sich, und weiß eine Sache zu beurtheilen, er hält auf Ehre, und niemand wird sich ihm widersetzen. . . .

„Sich mir nicht widersetzen, heißt noch nicht mir dienen, und außer ihnen habe ich doch niemand, der meine Sache besorgen könnte. Ich habe den Hof nöthig, und möchte doch keinen Menschen dort kennen. Sie stehen sich da vortreflich. Kommen sie mit in mein Kabinet, ich gebe ihnen die nöthigen Papiere und Anweisungen. Uebrigens ist das noch nicht alles: ich will meinen Grafen Westfield verheyrathen, und das recht gut. Wollen sie, so ist das möglich, ohne unsern Umständen sehr zu nahe zu treten. In der Grafschaft Devon wohnt ein Baronet von wenigen Verdiensten, aber desto größerem Vermögen. Er hat eine einzige Tochter und die will ich. Der Baronet ist eine Kreatur ihres Freundes des Lord Halifax, der wird ihn leicht dazu bewegen. Sehen sie, das ist nur das Hauptsächlichste meines Projekts; in meinem Kabinet sollen sie mehr erfahren. Hauptmann Sentri, sorgen sie für ihren Eleven!„

ven!„ und damit gingen die Lords zur Thür hinaus.

Der Hauptmann führte Richarden in den Park des Schlosses. Ohne ein Wort zu sagen, wandelten sie dahin, und kamen endlich an einen Ort, der düster und schattig, und einer von den einsamen Plätzen war, die man so sehr in englischen Gärten liebt. Ein abgehauener Baum, der vom Winde niedergerissen schien, war der einzige Sitz in dieser Gegend. Richard sezte sich darauf, die Arme kreuzweise auf die Brust gelegt, den Hut in die Augen gedrückt, und völlig in der Stellung eines Menschen, der im Nachdenken versunken ist.

„Milord scheint traurig,„ sagte der Hauptmann. Nennen sie mich nicht Milord, versezte Richard, ich kann es nicht seyn, ich will es nicht seyn. Soll ich mich durch eine Niederträchtigkeit erheben, jemanden das Seinige rauben?

ben? Ohne Aufhören sprechen sie von Tugend, und arbeiten doch mit, meine Grundsätze zu erschüttern. Mit einem Worte, Zauberer, Fee, Geist, Engel, Teufel, wer sie auch sind, geben sie sich zu erkennen. Ich sehe mich als einen Ball an, mit dem sie spielen, und werde alle Mittel anwenden, mich auf immer aus ihren Händen zu winden.

„Nein, mein geliebter Sohn,„ antwortete der Hauptmann, „du sollst mich kennen, mich lieben, mein Trost, die Freude meiner Tage seyn. Ich bin weder Zauberin, noch Fee, noch Geist, noch Engel, noch Teufel, ich bin ein Wesen deiner Art, und noch etwas weniger, — ein Weib, ein schwaches Weib! Denn wisse, du bist in den Armen der Rebekka Westfield, der Schwester des Herrn dieses Hauses, der Witwe Sir Patrice Oberthons, und der Mutter des armen Richards!„

„Sie ein Weib! sie meine Mutter!„ rief Richard außer sich... „Wo bin ich? was habe ich gethan? Ich widerstrebte der zärtlichen Neigung, die mich zu ihnen riß, ich wollte mein Herz verschließen, sie verkennen!„

„Tröste dich, deine Mutter war Mitschuldige!„...

Aber, wiederholte Oberthon, wie haben sie eine solche Kette von Wundern bewürken können?

„Blos deine Einbildungskraft hat sie gethan, lieber Sohn. Ich sah', daß ich dich aufmerksam machte, als ich dir zum erstenmale als Zigeunerin erschien, eine Verkleidung, in der ich mich zufälligerweise befand. Du warst in einer Art von Gefahr: man mußte dich draus retten. Ich hatte dein Zutrauen und einen blinden Gehorsam nöthig, und ich wollte dich kennen lernen,

nen, und dich prüfen. Die Vorstellung von wunderbaren, außerordentlichen Würkungen hatte sich deiner einmal bemächtigt, und ich beschloß, mir dieses zu Nutze zu machen, und dich darinne zu bestärken. Ein bischen Glück, ein bischen Geschicklichkeit, und deine glückliche Einfalt machten, daß mein Anschlag nicht fehlschlug. Aber nun hört alle Verstellung auf, und wir müssen einander näher kennen lernen.„

Hier erzählte Rebekka die Geschichte ihrer Liebe mit Oberthon! Eine lange Geschichte, die für einen zweyten Roman gelten kann. Bald war sie Liebhaberin, bald Frau, bald Witwe, bald Mann, bald französischer Musketair, bald englischer Hauptmann unter dem Namen Sentri, und bald Zigeunerin. Unsre Leser sollen sie ein andermal mitgetheilt erhalten; jezt wollen wir ihnen nur sagen, was sie schon muthmaßen werden, daß Richard Oberthon, Pair von England, der Mann, der glückliche Mann der

lie-

liebenswürdigen Miß Dorothee wurde, und daß ihre Ehe gewiß unter die seligsten und vergnügtesten gerechnet werden darf, die je unterm Mond geschlossen worden sind!!

H—ch.

Inhalt.

Inhalt.

I. Ritter-Romane.

Geschichte des Ritters mit den vergoldeten Waffen. . . . 3

II. Volks-Romane.

Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried. . . 29

III. Deutsche Romane.

Vacant. 45

IV. Romane der Ausländer.

La garduna de Sevilla, y anzuelo de las Bolsas. 47

V. Episoden und kleine Geschichten.

Lord, eh' er sich's versah! nach Gazotte. 171

Bibliothek

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichard, Heinrich August Ottokar, 1751-1828

Bibliothek der Romane

Bd.: 13.

Riga 1786

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 179 -13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11277806-6
VD18 80005241-001